

Dokumentationszentrum
Oberer Kuhberg Ulm e. V.
– KZ-Gedenkstätte –

Mitteilungen

Heft 52 / Juli 2010



Die neue Synagoge auf dem Ulmer Weinhof, links das Schwörhaus, rechts der Münstersturm. Eine Computersimulation der Architekten Kister, Scheithauer, Gross, Bildrechte: Israelitische Religionsgemeinschaft Württembergs

Inhalt

Vorwort	2	Neue DZOK-Publikation zu Gerhard Klopfer	14	Hans Rentschler: „Grafeneck“ – eine Erfahrung wirkt nach	23
Impressum	2	Internetprojekt des AK „Schule und Archiv“	16	Auszeichnungen für das DZOK	24
Neue Synagoge in Ulm	3	Trinationale Konferenz im DZOK	17	Neues in Kürze	25
Tagebuch der Irene Einstein	5	Interkulturelles Projekt: „Was geht mich Eure Geschichte an?“	19	Neue Bücher	29
Sinti und Roma in Ulm	7	Fortbildungsprogramm für das Gedenkstätten team	21	Veröffentlichungen des DZOK	34
Nachruf Amalie Schaich	9	Zwischenbilanz des ASF „Freiwilligen“ Tobias Edling	22	DZOK-Veranstaltungen Sommer/Herbst 2010	35
Gregor Gog: Ein Vagabunden-Aktivist	11			Förderer dieser Nummer	36
Interview mit Gerhard Braun zu „Topographie des Terrors“	12			Beitrittserklärung	36

Vorwort

Liebe Leserinnen und Leser,

in der Nummer 53 unseres Mitteilungsblatts stehen einmal mehr historische und gegenwartsbezogene Themen zur NS-Zeit in der Region im Mittelpunkt. Wir berichten über unsere Arbeit und geben Partnern und befreundeten Organisationen die Gelegenheit, wichtige Initiativen und Projekte vorzustellen, sofern sie unseren Wirkungskreis berühren.

Thematisch setzt dieses Heft drei Hauptschwerpunkte: Der Leitartikel widmet sich dem Neubau der Synagoge, denn das Projekt erhitze die Gemüter vieler Ulmerinnen und Ulmer. Das DZOK nimmt Stellung, fängt Stimmen jüdischer Bürger zum neuen jüdischen Kulturzentrum ein und erinnert am Beispiel der Familie Einstein an die Zerstörung der alten jüdischen Gemeinde Ulms. Zweitens beschäftigen wir uns mit dem Thema Roma und Sinti, auch hier in gegenwartsbezogener Perspektive und mit Rückblick auf die NS-Verfolgung. Dritter Themenschwerpunkt ist die Auseinandersetzung mit den NS-Tätern; hier umfasst die doppelte Perspektive den räumlichen Bezug zwischen Berlin und Ulm: Der Ulmer Grafiker Gerhard Braun, der schon die Dauerausstellung von 2001 für das DZOK entwickelt hatte, berichtet in einem Interview über Inhalte und Gestaltung der neuen Dauerausstellung „Topographie des Terrors“ in Berlin. Der Autor Markus Heckmann stellt sein Buch vor: „NS-Täter und Bürger der Bundesrepublik. Das Beispiel des Dr. Gerhard Klopfer“. Heckmann verfasste eine Biographie jenes hochrangigen, aber weitgehend unbekanntem NS-Juristen und Teilnehmer der Wannseekonferenz, der nach dem Krieg über Jahrzehnte in Ulm als Rechtsanwalt praktizierte. Das Buch erschien im Juni 2010 als Publikation des DZOK.

Über diese historischen und politischen Schwerpunkte soll die Darstellung unserer praktischen Arbeit in der Gedenkstätte nicht zu kurz kommen: Aus eigener Feder stammen die Berichte zu unserem interkulturellen Projekt „Was geht mich Eure Geschichte an?“, zum neu entwickelten Fortbildungsprogramm für die Guides und der Zwischenbericht unseres asf-Freiwilligen Tobias Edling. Ein besonderer Dank geht an die Gastautoren: Sie stellen die erste trinationale Tagung im DZOK und ein spannendes Datenbankprojekt des Arbeitskreises „Schule und Archiv“ vor, das wichtige Quellen zur NS-Zeit nicht nur Lehrern, sondern auch der interessierten Öffentlichkeit gut aufbereitet zur Verfügung stellt.

Da auch die Kurznachrichten und der Rezensionsteil einigen Platz erfordern, ist dieses Heft etwas umfangreicher geraten und lädt zur intensiven Lektüre ein. Die neue Redaktion ist sehr gespannt auf Ihre Meinungen, Anregungen, Kommentare, Kritik und Wünsche. Und dies gilt im Übrigen nicht nur in Reaktion auf dieses Mitteilungsblatt. Ihre Mithilfe und Mitarbeit ist ein ernst gemeinter Wunsch für die Arbeit des DZOK überhaupt.

Bleibt mir zum Abschluss noch, unsere Vereinsmitglieder zur nächsten Mitgliederversammlung am Freitag, den 16. Juli, um 17.00 Uhr im DGB-Haus einzuladen. (Achtung: Unser traditioneller Treffpunkt, die vh, wird im Sommer renoviert!)

Mit den besten Wünschen für einen guten Sommer, verbunden mit einem Dank an die vielen Helfer und Unterstützer der vergangenen Monate!

Nicola Wenge



Titelbild der neuen DZOK-Publikation, gestaltet von Sabine Lutz, Grafik-Design.

Impressum

Herausgeber:

Dokumentationszentrum
KZ Oberer Kuhberg Ulm e. V.;
Postfach 2066, 89010 Ulm;
info@dzok-ulm.de
www.dzok-ulm.de
(dort Infos zur Mitgliedschaft)

DZOK-Büro mit Archiv, Bibliothek: Büchsen-gasse 13,
89073 Ulm,
Tel.: 0731 / 2 13 12, Fax: 921 4056

Redaktion:

Dr. Nicola Wenge (verantwortlich), Prof. Dr. Ulrich Klemm,
Annette Lein, Ilona Waloszczyk

Druck:

Offsetdruck Martin, Blaustein

Auflage: 1 500

Mitarbeiterinnen:

Dr. Nicola Wenge (Leiterin),
Annette Lein, Ilona Waloszczyk

Bürozeiten:

Mo-Do 9–16 Uhr, Fr 9–12 Uhr

Öffnungszeiten

der KZ-Gedenkstätte: So 14–17 Uhr. Führungen sonntags
um 14:30 Uhr, für Gruppen nach Vereinbarung auch werk-
tags (mind. zwei Wochen vorher anmelden).

Details unter www.dzok-ulm.de

Eintritt: 2,00 € / 0,50 €

Führung: 35,00 € / Gruppe

Spendenkonto: 764 90 62

Sonderkonto „Stiftung“:

272 07 04

beide bei der Sparkasse Ulm
(BLZ 630 500 00)

Mitteilungen des DZOK:

1,00 € / Heft

Die neue Synagoge und ihre Kritiker

Ein Kommentar von Nicola Wenge

Am Ulmer Weinhof haben die Vorbereitungen für den Bau der neuen Synagoge begonnen: Nach Entwürfen des Kölner Architekturbüro Kister, Scheithauer, Gross wird auf der Nordseite des Weinhofs, gegenüber der Sparkasse, ein vierstöckiger Kubus aus Natursteinquadern errichtet. Das 24,5 Meter lange und 17,5 Meter hohe Gebäude beherbergt nach seiner Fertigstellung neben Gebetsraum und Frauenempore, neben Mikwe (dem rituellen jüdischen Tauchbad) und Bibliothek auch einen Festsaal, eine Kindertagesstätte und moderne Verwaltungsräume sowie einen Laden mit koscheren Lebensmitteln. Wenn alles nach Plan läuft, kann die Gemeinde ihr neues Zentrum im Herbst 2012 eröffnen. Wer die beengten Räumlichkeiten in der Neutorstraße einmal besucht hat, weiß, was dies bedeutet: 68 Jahre nach der Vernichtung der alten jüdischen Gemeinde werden nun die baulichen Grundlagen dafür geschaffen, dass Ulm wieder zu einem religiösen und kulturellen Mittelpunkt für Juden aus ganz Ostwürttemberg werden könnte.

Dabei ist der neue Synagogenstandort in Ulm nicht unumstritten: Die Kritiker weisen – eher unter der Hand als in einer offenen Diskussion – darauf hin, dass der Weinhof ein historischer Platz sei, der selbst im Mittelalter nie bebaut war und aus zwei Gründen auch freistehend bleiben sollte: Zum einen liegen unter ihm die Reste der alten Kaiserpfalz, der Keimzelle der Stadtbesiedlung. Zum anderen dient der Platz alljährlich zum Schwörmontag als Versammlungsstätte für all jene Ulmerinnen und Ulmer, die persönlich die Rede des Bürgermeisters verfolgen, die dieser vom Balkon des Schwörhauses aus hält. Eine Tradition, die noch aus der freien Reichsstadt Ulm stammt und die zentral zum Selbstverständnis der Ulmer gehört. Andere Skeptiker meinen, dass die Synagoge dahin gehöre, wo sie ehemals gestanden habe: Auf den Platz der Sparkasse, wo die Synagoge von 1873 nach dem Novemberpogrom niedergebrannt worden war und wo 1958 die Kreissparkasse errichtet wurde: zwischen Weinhofberg und Neue Straße. Es wird kritisiert, der

Neubau habe viel zu schnell die städtischen Gremien passiert (einstimmiger Beschluss im Hauptausschuss 2009), er sei zu teuer und passe als „kalter Hochsicherheitsbau“ nicht in das Ulmer Stadtbild: Ein Fremdkörper im Herzen der Stadt, so könnte man es wohl zusammenfassen.

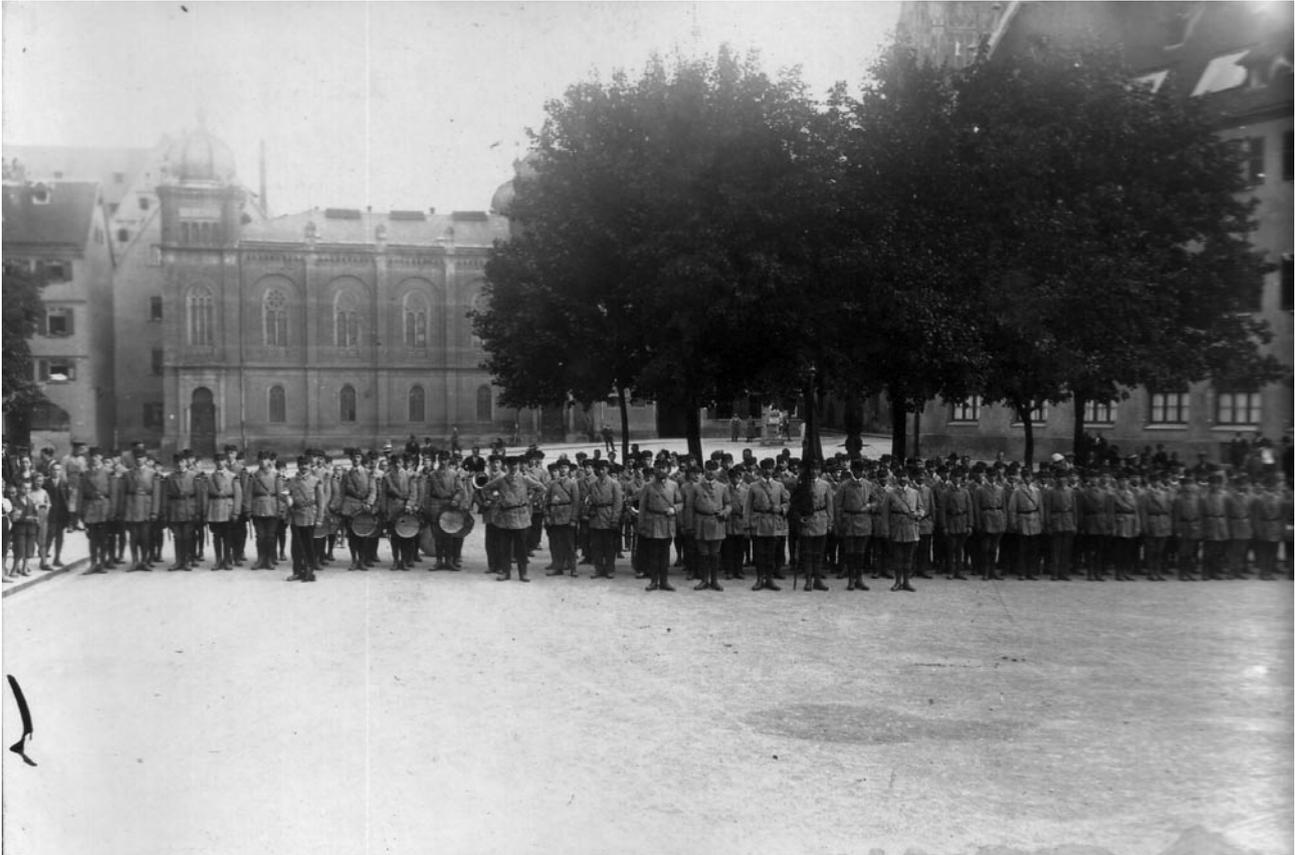
Nun ist es bei jedem zentral gelegenen Neubau so, dass die Emotionen Wellen schlagen und die Zahl der Kritiker groß ist: Dies ist in Ulm nur zu bekannt aus den Diskussionen um das Stadthaus und die Neue Mitte. Für Synagogen gilt dieses Diktum in noch stärkerem Maß. Der Neubau in München am Jakobsplatz wurde von einer Flut von Protestbriefen begleitet, in Köln spaltete die Entscheidung, ein jüdisches Museum auf dem historischen Rathausplatz zu errichten, der ebenfalls unbebaut und mit archäologischen Schätzen bestückt ist, Gemeinderat und Bürgerschaft. Das lange Zaudern führte in Köln – nach dem Einsturz des Stadtarchivs, dem desaströsen U-Bahn-Bau und in Zeiten leerer kommunaler Kassen – dazu, dass die Pläne nicht zuletzt wegen der mangelnden Rückendeckung der Stadt für unüberschaubare Zeit auf Eis gelegt sind. In München dagegen haben sich trotz aller Widerstände Synagoge und Museum perfekt in das Stadtbild am Jakobsplatz eingefügt. Sie sind nicht nur für viele auswärtige Besucher ein Anziehungsmagnet, sondern werden auch von der lokalen Bevölkerung mit einigem Stolz als neuer und wichtiger Mosaikstein ihrer Stadt wahr- und angenommen. Das Gemeindezentrum bereichert nicht nur das jüdische Leben, sondern auch die Stadtkultur im Ganzen.

Und so ist es richtig und wichtig, dass die Stadt Ulm in enger Absprache mit der Israelitischen Gemeinde Württembergs Fakten geschaffen hat durch ein schnelles und entschiedenes Vorgehen. Fakten für eine mögliche Renaissance jüdischen Lebens in der Region. Gleichzeitig zeichnet sich der architektonische Entwurf der Synagoge durch seine Reduktion aus: Er nimmt so wenig Platz wie möglich ein und hält sich auch äußerlich extrem zurück. Die Botschaft liegt auf der

Hand: Wir wollen diesen Platz nicht besetzen, sondern nur einen Teil davon mit einer neuen Funktion bekleiden.

Und so ist zu wünschen, dass der Weinhof zu einem lebendigen Ort wird, der zum Austausch zwischen Juden und Nichtjuden anregt: Ein Ort, an dem wir miteinander sprechen und Feste feiern können, an dem wir gegenseitig mehr über unsere religiösen und kulturellen Hintergründe, Unterschiede und Gemeinsamkeiten erfahren. Ein solcher Ort strahlt Wärme aus, unabhängig von Fassade und Dachform. Auf dem Weg dorthin bedarf es aber noch vieler Gespräche, um aus dem „Fremdkörper“ einen integralen Teil der Stadtkultur zu machen: Wir brauchen einen Austausch zwischen Ulmer Bürgerschaft und jüdischer Gemeinde, bei dem Hoffnungen und Bedenken offen ausgesprochen werden können. Das Dokumentationszentrum Oberer Kuhberg ist bereit, diesen Prozess gemeinsam mit anderen interessierten Menschen und Einrichtungen anzustoßen und zu begleiten. Und zwar auch aus dem historischen Bewusstsein heraus, dass Bau und Standort von Synagogen in der neueren deutschen Geschichte selten unumstritten waren: Selbst in der Blütephase des Miteinanders, im Kaiserreich und in der Weimarer Republik, saßen die Ressentiments trotz anderslautender offizieller Verlautbarungen oft tief. Doch nach Fertigstellung der jüdischen Gotteshäuser wurden die Synagogen für große Teile der christlichen Bevölkerung zu einem wertvollen Bestandteil ihrer Stadt, wurde die Zerstörung der Synagogen während des Novemberpogroms 1938 auch von manchem nichtjüdischen Deutschen als schrecklicher Zivilisationsbruch empfunden. Ohne dass sich jedoch – von seltensten Ausnahmen abgesehen – jemand gegen die Schändung und Plünderung der Synagogen gestellt hätte oder gegen die Gewalt an den jüdischen Nachbarn, Geschäftspartnern und Freunden eingeschritten wäre.

Deshalb sollte klar sein: Mit einer neuen Synagoge in Ulm, ob sie nun am historischen Ort oder ihm gegenüber errichtet wird, kann die



Die alte Ulmer Synagoge, erbaut 1874, zerstört 1938. Im Vordergrund auf dem Weinhof die Ulmer Ortsgruppe des Reichsbanners Schwarz-Rot-Gold 1925, das die Weimarer Republik und die Demokratie als Staatsform gegen ihre rechten Feinde letztlich erfolglos verteidigte. A-DZOK, Wirthle.

Zerstörung des alten Gotteshauses, die Vernichtung der ursprünglichen Gemeinde nicht „wieder gut gemacht“ werden, es bleibt eine Wunde zurück. Es spricht deshalb sogar einiges dafür, nicht am ursprünglichen Standort, sondern „nur“ in seiner Nähe neu aufzubauen. Und auch die Gemeinde hat sich in kultureller, religiöser und politischer Ausrichtung seit ihrer Gründung im Jahr 2002 stark verändert. Vor 1933 bestand die jüdische Gemeinde aus überwiegend deutschbürgerlichen, liberalen Mitgliedern, die das städtische Leben in der Stadt aktiv mitprägten. Heute hingegen stammt die große Mehrheit der Ulmer jüdischen Gemeinde, die als Filialgemeinde Stuttgarts wieder an die 450 Mitglieder zählt, aus Osteuropa und ist noch auf der Suche nach einer neuen Heimat in Ulm. Für sie ist das Angebot, ein Haus in der Stadtmitte zu errichten, auch ein Angebot zu partizipieren. Wir brauchen Mut und Geduld, um einander kennen zu lernen, uns zu öffnen und zu vertrauen, Unterschiede auszusprechen und Gemeinsamkeiten zu finden. Aber einen ersten Schritt sollten wir bald gehen.

In diesem Sinne haben wir für dieses Mitteilungsblatt vier unterschiedliche Menschen jüdischer Herkunft und jüdischen Glaubens befragt, was der Neubau der Synagoge für sie bedeutet: Fred Einstein und Esther Béjarano mussten Ulm als Kinder verlassen, um ihr Leben zu retten. Moshe Ushpiz und Rabbiner Trebnik kamen vor einigen Jahren mit ihren Familien nach Ulm und haben hier ein neues Leben aufgebaut. Hier ihre Antworten:

Esther Béjarano, Hamburg

Mein Name ist Esther Béjarano, geborene Loewy. Ich habe mit meinen Eltern und Geschwistern 3 Jahre (1936-1940) in Ulm gelebt, wo mein Vater Kantor [=Vorsänger] und Lehrer, Schulleiter der jüdischen Schule der jüdischen Gemeinde Ulms war. Ich kann mich sehr gut an die damalige Synagoge und an das Leben in der jüdischen Gemeinde erinnern. Es gab auch einen jüdischen Kulturbund, dessen Vorsitzender mein Vater war. Nach dem schrecklichen Pogrom am 9. November 1938 wurde die Synagoge zerstört, jüdische Männer wurden um den bekannten Brunnen

gehetzt, geschlagen, so dass sie ins Krankenhaus eingeliefert werden mussten. Der damalige Rabbiner Dr. Cohn starb an den Folgen der Verletzungen, mein Vater und viele andere Männer wurden verhaftet. Nun, nach 72 Jahren, wird wieder eine Synagoge in Ulm errichtet. Meine Eltern, die schon 1941 von den Nazis ermordet wurden, würden sich, genau wie ich, sehr über den Bau einer Synagoge in Ulm freuen.

Fred Einstein, New York

Lassen Sie mich Ihre Frage nach dem Neubau der Synagoge und dem jüdischen Kulturzentrum beantworten: Mein Wissen über die alte Synagoge stammt hauptsächlich von meinen Eltern und von einigen wenigen Fotos, die ich gesehen habe. Was ich von ihnen erzählt bekam, lebt in meinem Herzen weiter. Hier, in der alten Synagoge, heirateten meine Guggenheimer-Großeltern und meine Eltern. Meine Familie hat sich über drei Generationen stark in der alten Synagoge engagiert, von 1871 an, dem Jahr, in dem sie nach Ulm zogen. Deshalb habe ich eine starke Affinität

zu der alten Synagoge. Es war ein furchtbarer Verlust für die jüdische Gemeinde und für Deutschland, als sie in der „Kristallnacht“ entweicht und zerstört wurde, aber auch für mich persönlich bedeutete die Zerstörung der Synagoge einen Verlust, weil ich sie nicht mehr besuchen konnte in einem Alter, in dem ich mich daran hätte erinnern können. Auch kann ich sie meiner Frau, meinen Kindern und meinen zukünftigen Enkeln nicht mehr zeigen. Obwohl ich mich freue zu erfahren, dass an einer neuen Synagoge und einem jüdischen Kulturzentrum gebaut wird, kann dies nicht den Verlust wettmachen, den die Mitglieder der Ulmer jüdischen Vorkriegsgemeinde erlitten.

Moshe Ushpiz, Ulm

Als Jude und gebürtiger Israeli, der mit seiner Familie seit 2006 in Ulm lebt, hat der Synagogenbau eine besondere Bedeutung für mich. Meine Kinder bekommen nun endlich einen zentralen Platz, an dem sie ihre Reli-

gion ausüben können, an dem sie die jüdischen Feiertage gemeinsam begehen und sich auch mit anderen Kindern der Gemeinde treffen können. Sie werden nun endlich die Annehmlichkeiten eines modernen Gebäudes genießen können. Die alten Gebäude in der Neutorstraße haben sie nur ungern betreten. Juden lebten in Ulm über Jahrhunderte und waren ein integraler und positiver Bestandteil der Gesellschaft. Es ist nur natürlich, dass nach der Zerstörung der historischen Synagoge und den Gewalttaten der Nazis an den jüdischen Ulmern und angesichts der Tatsache, dass sich in den vergangenen Jahren in Ulm ein neues Zentrum jüdischen Lebens gebildet hat, auch wieder ein neues jüdisches Gemeindezentrum gebaut wird. Da ich aus Tel Aviv komme, einer lebendigen, kreativen und multikulturellen Stadt, bin ich davon überzeugt, dass die Stadt Ulm und ihre Bürger langfristig vom Synagogenbau profitieren. Es fühlt sich für mich so an, als könnte dadurch die Tür zu einem

tiefer gehenden kulturellen Gespräch geöffnet werden, die Tür für ein besseres Verständnis des jüdischen Erbes und für ein besseres zwischenmenschliches Kennenlernen. Als Hebräischdozent, der fast nur Nichtjuden unterrichtet, weiß ich, dass in dieser Hinsicht das Interesse absolut vorhanden ist. Wir sagen: Mazal-Tov (viel Glück) für den Neubeginn!

Rabbiner Trebnik, Ulm

Die Geschichte der Juden in Ulm reicht bis in das 11./12. Jahrhundert zurück. Dass jetzt wieder eine Synagoge im Stadtzentrum erbaut wird, ist ein wichtiges Symbol für die Stadt Ulm, nicht nur für die jüdische Gemeinde. Für mich persönlich war es sehr bedeutsam, dass der Standort einstimmig im Hauptausschuss der Stadt Ulm vorgeschlagen und genehmigt wurde. Und für die jüdische Gemeinde möchte ich sagen: „Wer baut, der möchte bleiben“. Die Synagoge zeigt, dass wir willkommen sind und dass wir bleiben möchten.

Jüdisches Leben in Ulm in der NS-Zeit

Das Tagebuch der Irene Einstein und seine Hintergründe

Ein Bericht von Nicola Wenge und Ingo Bergmann

Ein wichtiges Dokument erhielt das Dokumentationszentrum Oberer Kuhberg im Sommer 2009: Das Tagebuch von Irene Einstein, geb. Guggenheimer, Ulmer Jüdin und Mutter von Fritz Einstein, heute Fred Einstein. Aufgrund dieser Quelle kennen wir heute die genauen Umstände der Flucht der Familie in die USA, die Fred Einstein in seinem Kurztext zur neuen Synagoge erwähnt. Weil nur wenige vergleichbare Zeugnisse zur Ulmer NS-Zeit existieren, die so detailliert Einblicke in die Alltagsdimension von Verfolgung und Vertreibung erlauben, möchten wir – mit der freundlichen Genehmigung von Fred Einstein – Auszüge aus dem Tagebuch seiner Mutter in diesem Heft vorstellen. Die Kopie des Tagebuchs wurde uns von Elisabeth Hartnagel, der jüngsten Schwester von Hans und Sophie Scholl, in Kopie überreicht. Sie verfügt über ein Exemplar, weil die beiden Familien seit Jahr-

zehnten freundschaftlich miteinander verbunden sind. Der Grundstein dieser Freundschaft wurde in den 1930er Jahren gelegt, als die Scholls einige Jahre als Mieter im Haus der Einsteins in der Olgastraße 81 lebten; in der NS-Zeit wurde die Adresse geändert in Adolf-Hitler-Ring 139. Heute ist das Gebäude als Gesundheitszentrum Geschwister Scholl Haus bekannt und beherbergt im Foyer eine Dauerausstellung zu beiden Familien, die vom DZOK gemeinsam mit dem Stadtarchiv entworfen wurde. Die enge Nachbarschaft der Scholls und Guggenheimers endete im Spätsommer 1938, als die jüdischen Hausbesitzer die Immobilie verkaufen und ausziehen mussten. Doch die Familienfreundschaft überdauerte Flucht und Emigration. Irene Einstein begann mit den Tagebuchaufzeichnungen am Tag der Geburt ihres ersten Sohnes, dem

3. November 1937. Zu diesem Zeitpunkt war die gebürtige Ulmerin 34 Jahre alt. Sie beschreibt darin liebevoll die Entwicklungsschritte ihres kleinen „Fritze“, dem letzten jüdischen Kind, das in Ulm vor dem Holocaust geboren wurde. Gleichzeitig dokumentieren die Notizen die zunehmende Verfolgung der Familie, die mit großer Mühe noch nach Kriegsbeginn in die USA emigrieren konnte. Mit dem Ende ihres alten Lebens in Deutschland bricht am 26. November 1939 auch das Tagebuch ab. Doch zurück zur Situation der Familie Mitte der 1930er Jahre: Irene Guggenheimer und Arthur Einstein, geb. 1898 in Buchau, hatten am 5. Juli 1936 in der Ulmer Synagoge am Weinhof geheiratet und ihre erste gemeinsame Wohnung in der Olgastraße eingerichtet. Sie wohnten in jenem Haus, das Irenes Vater Jakob Guggenheimer dank seines florierenden



Antisemitische Aufschrift auf dem Geländer der Eisenbahnbrücke in der Stuttgarter Straße:
„Juden in Ulm nicht erwünscht“. Das Foto machte Arthur Einstein 1936/1937. A-DZOK

Textilgeschäfts 1910 hatte erwerben können und in dem die Familie Guggenheimer nun also schon über 25 Jahre lebte. Im November 1937 wurde Fritz Salomon Einstein als erstes Kind des Paares geboren.

Trotz des privaten Glücks lebte die Familie in wachsender Bedrängnis. Sie litt unter den Boykottaufrufen und damit verbundenen Verdienstaussfällen, der Ausgrenzung aus dem gesellschaftlichen und kulturellen Leben und dem Entzug der staatsbürgerlichen Rechte durch die „Nürnberger Rassengesetze“ 1935. Der zwangsweise Verkauf des geliebten Hauses an einen Ulmer Nationalsozialisten, der weit unter Wert getätigt werden musste, und der Auszug aus der Olgastraße spiegeln den sozialen Ausschluss und die wirtschaftliche Ausplünderung nur allzu deutlich wider. Doch noch immer hingen die Einsteins an der alten Heimat, hofften auf eine Verbesserung der Lage bzw. ein Ende der NS-Diktatur.

Diese Hoffnungen sollten jedoch im November 1938 ein jähes Ende finden. Als in Ulm die Synagoge geschändet und die jüdischen Männer auf den Weinhof zusammen getrieben wurden, um dort brutal gedemütigt zu werden, blieb Arthur Einstein zwar durch einen glücklichen Zufall verschont und Jakob Guggenheimer musste den

Pogrom nicht mehr miterleben, weil er im Juni 1938 eines natürlichen Todes gestorben war. Doch es prägte sich tief in das Familiengedächtnis ein, dass ein Laupheimer Cousin im Schlafanzug in die kalte Novemberrnacht gejagt, nach Dachau verschleppt wurde und seitdem sein Leben lang unter gesundheitlichen Spätfolgen gelitten hatte. Natürlich nahm die Familie auch Anteil daran, dass der Ulmer Rabbiner, dass jüdische Freunde und Nachbarn auf dem Weinhof gequält, verhaftet und ebenfalls nach Dachau gebracht wurden, um den Druck zur Emigration zu erhöhen. Spätestens mit und nach dem Novemberpogrom war deutlich geworden, dass für die Juden in Ulm ein erträgliches Leben nicht mehr möglich war. Wer noch irgend konnte, verließ die alte Heimatstadt. Eine echte Fluchtwelle setzte ein: Insgesamt verließen im Jahr 1939 126 Jüdinnen und Juden (fast ein Viertel der Ulmer jüdischen Bevölkerung aus dem Jahr 1933) die Stadt, während im Jahr zuvor lediglich 39 Menschen emigriert waren. Hauptziele waren das benachbarte Ausland, Großbritannien, Palästina und vor allem die Vereinigten Staaten, wo auch die Einsteins ein neues Leben beginnen wollten. Doch die Auswanderungswilligen konnten Deutschland nunmehr nur noch unter verschärften Bedin-

gungen und unter Zurücklassen ihres gesamten Vermögens verlassen. Die Einsteins durften weder Möbel noch Gepäck mitnehmen, sogar ihre Familienfotos wurden ihnen abgenommen, bevor sie Deutschland verlassen konnten. Zudem blockierten zahlreiche bürokratische Hürden den Weg in die Freiheit. So mussten die Emigranten, bevor sie die Reise antreten konnten, zunächst ein Aufnahmeland finden. Viele Staaten befürchteten jedoch eine Einreisewelle und begrenzten den Zugang. Die USA forderten für eine Einreise so genannte „Affidavits of support“ – also Empfehlungs- und Unterstützungsschreiben von bereits in den USA lebenden Verwandten oder Bekannten. Arthur und Irene Einstein baten in dieser Frage den aus Laupheim stammenden Gründer der Universal Studios Carl Laemmle um Hilfe, der mit Arthur Einsteins Mutter bekannt gewesen war und sich großzügig für die Vergabe von Affidavits eingesetzt hatte. Und tatsächlich: Laemmle vermittelte Arthur und Irene Einstein einen jungen Rechtsanwalt aus San Francisco, der weitläufig mit den Einsteins verwandt war und der für die Familie bürgte. Die Schikanen der deutschen Behörden und die rigiden Prüfungsverfahren, die die Einsteins am amerikanischen Konsulat in Stuttgart über sich ergehen lassen

mussten, verzögerten die Ausreise jedoch immer wieder. Endlich, am 7. November 1939 – also bereits nach Kriegsbeginn – erhielten sie das Einreisevisum in die USA. Über die beiden letzten Wochen vor der Ausreise berichtet der letzte Tagebucheintrag von Irene Einstein, den diese am 26. November 1939 verfasste und den wir Ihnen hiermit vorstellen wollen:



Arthur und Irene Einstein, 1946 in Newark, USA.
Foto: F. Einstein

Seite 21f. Amerika (letzter Eintrag)

Am Freitag, den 26.11.1939, verlassen wir die Stadt Ulm, in der wir so viele Jahre gelebt haben, in der wir geboren sind. Der Abschied fiel nicht schwer. Am 9. November 1939 wurde Fritzle's Papa verhaftet, es war ein Attentat in München auf Adolf Hitler [das Attentat Georg Elzers auf Adolf Hitler am Vorabend des 9. November, N.W.] und deshalb wurden in Württemberg usw. die jüdischen Männer verhaftet. Wir kamen gerade vom Spaziergang heim, Mutter Rosa aus Altstadt, die Mama und Fritz, da lag ein Zettel auf dem Tisch: „Ich musste mich bei der Gestapo (Geheime Staatspolizei) stellen.“ So schnell stand der Fritz noch nie auf seinen Füßen (die Mama hatte ihn gerade auf dem Arm, als ihr Blick auf den Tisch fiel und sie den ominösen Zettel entdeckte.) Und sofort ging sie fort um zu suchen, wohin der Papa gebracht worden war. Erst gegen Abend konnte sie erfahren, dass er im Amtsgerichtsgefängnis sei. Es wurden an diesem Tag 14 Männer verhaftet und dorthin gebracht. Sofort wurden Schritte unternommen zu seiner Freilassung und da wir die Einreisevisa für USA gerade 2 Tage vorher erhalten haben, war es ziemlich aussichtsreich, ihn bald wieder zu sehen. Und Fritzle sagte all die Tage zu mir: „Papa Duttgart (Stuttgart) Zügehele fort“ (Zug fort)

Aber auch er freute sich unbändig, als nach 3 Tagen Papa zurück kam und er nur erzählte, dass er wenigstens eine nicht zu schlimme Behandlung erleiden musste. Und so verließen wir, ohne uns aufzuregen, unser altes Heim, um in ein neues Land zu gehen. In Wiesbaden blieben wir 4 Tage, um dort von Verwandten Abschied zu nehmen. Onkel Ernst fuhr mit uns und blieb bei uns bis zur holländischen Grenze, wo wir ihn leider zurücklassen mussten. Von Wiesbaden fuhren wir in einem Zug, der überfüllt von Offizieren und Soldaten war, die zur Front fuhren, bis Köln, wo wir noch einmal Station machten. Dann ging es weiter, an der Grenze Durchsuchung des Gepäcks, Abschied von Onkel Ernst und endlich, endlich rollte der Zug weiter in ein Land, in dem uns nicht Gewalt drohte, in dem wir freie Menschen waren.

In Rotterdam erfuhren wir, dass die „Veendam“ noch in England sei und ein Mann der Mantiafiore Ges. [=Montefiori Gesellschaft, N.W.] gab uns eine Adresse, wo wir wohnen und essen könnten. Wir waren von Deutschland mit 11 Dollar [= 10 RM] für 3 Personen fortgeschickt worden. Der größte Teil unseres Vermögens war uns abgenommen worden und so waren wir froh, dass wir keine Auslagen hatten.

Sinti und Roma in Ulm Ein verdrängtes Thema kommt an die Öffentlichkeit

Nicola Wenge



Walter Wuttke am neu benannten Willi-Eckstein-Weg. Wuttke weist darauf hin, dass ein erklärender Hinweis zur Person am Schild noch fehlt. A-DZOK.

In unserem letzten Mitteilungsblatt berichteten wir über die Initiative des Historikers Walter Wuttke. Er hatte angeregt, dem Otto-Elsässer-Weg in Ulm-Söflingen einen neuen Namen zu geben, weil Elsässer als Stadtkämmerer in der NS-Zeit jüdische Anwesen „arisiert“ und im Krieg die Organisation der Zwangsarbeiterlager übernommen hatte. Der Vorstoß war erfolgreich. Der Straßenzug trägt nun den Namen Willi-Eckstein-Weg, umbenannt nach einem Ulmer Sinti-Jungen, der am 4. Mai 1932 im städtischen Krankenhaus zur Welt kam und am 3. August 1943 im Alter von elf Jahren nach den rassistischen Kriterien der Nationalsozialisten als „lebensunwerter Zigeuner“ in Auschwitz-Birkenau ermordet wurde.

Es scheint fast, als hätte dieser symbolische Akt der Straßenumbenennung den Auftakt dafür gegeben, dass in Ulm unterschiedliche Aktionen und Veranstaltungen an die Verfolgung der Roma und Sinti erinnern und ihre aktuelle Situation in den Blick nehmen, nachdem diese Gruppe solange im öffentlichen Bewusstsein der Stadt ausgeklammert blieb. Diese Veranstaltungen und Initiativen sollen in diesem Artikel vorgestellt werden.

Walter Wuttke und Erika Tanner sprachen am 1. Dezember 2009 in der Ulmer Volkshochschule über „Zigeunersiedlungen“ in Ulm. Sie zeigten vor großer Zuhörerschaft im historischen Längsschnitt von den 1920er bis zu den 1970er Jahren, dass in Ulm eine lange Tradition städtischer Ausgrenzungspolitik existierte: So bat etwa Oberbürgermeister Walter Hailer 1954 beim Stuttgarter Innenministerium um Prüfung, ob es nicht neben abschreckenden Siedlungsplätzen noch andere „Maßnahmen zur Einschränkung der Zigeunerplage“ gebe. Besonders intensiv gingen die beiden Referenten auf die Siedlung am Roten Berg in Söflingen ein, die bereits 1926 mit sechs ausrangierten Eisenbahnwaggons am Stadtrand für Arbeitslose, Obdachlose und so genannte „Asoziale“, damit waren auch „Zigeuner“ gemeint, eingerichtet worden war. Hier lebte Willi Eckstein mit seinen Eltern Helene und Karl unter unhaltbaren Bedingungen. Wieviele Sinti in der Siedlung im Nationalsozialismus insgesamt wohnen mussten, ist heute nicht mehr festzustellen, weil die Meldeakten im Zweiten Weltkrieg vernichtet wurden. Gesichert ist jedoch, dass einige bereits 1940 in die Konzentrationslager deportiert wurden, unter ihnen auch Willi Eckstein.

Für die aus Ulm verschleppten Sinti (Roma lebten zu dieser Zeit nicht in Ulm) hielt der evangelische Pfarrer Andreas Hoffmann-Richter am Sonntag, den 31. Januar 2010, einen Gedenkgottesdienst in der Pauluskirche. Unter dem Schwerpunkt „65 Jahre nach der Befreiung des KZ Auschwitz. Die Situation der Sinti und Roma heute“ wurde der in Auschwitz ermordeten gebürtigen Ulmer Sinti gedacht, weiter gab es kurze biographische Lesungen zu ihrer Situation nach dem Krieg. Besonders begrüßt wurde Frau Amalie Schaich, die Auschwitz überlebt hatte und über lange Jahre, zuletzt schwer krank, in Ulm-Wiblingen lebte. Frau Schaich starb im April dieses Jahres. Michail Krausnick hat zu ihrem Andenken für das Mitteilungsblatt einen Nachruf verfasst (s. S. 9). Nach dem Gottesdienst fand im Nebenraum der Kirche ein Gespräch mit Ulmer Sinti und Roma-Familien statt. In dieser Runde – aber auch bei der Diskussion nach dem Vortrag in der vh, an der sich ebenfalls Ulmer Sinti und Roma beteiligten – wurde deutlich, wie wenig selbst interessierte Menschen über die aktuelle Situation der in Ulm lebenden Familien wissen.



Der Ulmer Sinto Ranco Brantner, Überlebender des Holocaust, im Vordergrund mit Fahrrad. A-DZOK. Walter Wuttke und Erika Tanner stellten seine Biographie am 24. Juni im Haus der Begegnung vor.

So berichtete eine junge dreiköpfige Roma-Familie, die vor den Kriegswirren im Kosovo nach Ulm geflohen war und sich hier eine Existenz aufgebaut hat, in der Pauluskirche, wie sie in ständiger Furcht vor der Abschiebung gelebt habe. Nur dank beherzter Unterstützung des Ulmer Flüchtlingsrats und engagierter rechtsanwaltlicher Hilfe sei diese noch nicht erfolgt. Ihre Situation dürfte sich trotz der inzwischen erwirkten vorläufigen Duldung weiter verschärft haben, denn im April hat Deutschland mit der Republik Kosovo ein Abkommen unterzeichnet, nach dem in jedem Jahr bis zu 2.500 Menschen „zurückgeführt“ werden können. In Deutschland leben derzeit ca. 14.000 ausreisepflichtige Menschen aus dem Kosovo, darunter fast 10.000 Roma. Wegen der weiterhin prekären sozioökonomischen Lage sowie andauernder, teilweise massiver Diskriminierung der Minderheit im Kosovo warnen internationale Institutionen wie der Hohe Flüchtlingsrat der UNO und die deutsche Bischofskonferenz aber vor einer zwangsweisen Rückführung der Menschen. Sorge bereitet besonders auch die Situation von Familien mit Kindern, die in unserem Land geboren sind oder aufwachsen, hier integriert sind und Zukunftsperspektiven haben, die kaum Bezug zum Kosovo haben und in eine fremde Heimat zurückkehren müssen.

Doch auch in Deutschland sind Sinti und Roma alles andere als willkommen. Umfragen belegen, dass zwei Drittel der Bevölkerung Roma und Sinti nicht als Nachbarn wünschen. Noch immer sind alte Vorurteile tief verwurzelt, wovon nicht zuletzt die Erzählungen junger Sinti zeugen, dass sie beim Einkaufen ständig beobachtet und verdächtig würden zu klauen. Wie kann man diesen tief verwurzelten Stereotypen begegnen? Einen Weg bietet etwa das Schulprojekt „Augenblicke des Einhaltens“, das Dr. Liliane Feierstein und Egon Schweiger vom Landesverband Dt. Sinti und Roma BW am 18. März auf Einladung des DZOK in der Büchseengasse vorstellten. War die Präsentation in den Büroräumen des Dokuzentrums ein erster kleiner Schritt in Richtung Ulmer Öffentlichkeit, so wurde das Projekt am 30. Juni mit Hilfe des AK Sinti/Roma und Kirchen in Baden-Württemberg, des Donaübüros, des DZOK und der Stadt Ulm in einer groß angelegten Initialveranstaltung Ulmer und Neu-Ulmer Schulen bekannt gemacht. Vorgestellt wurde dort zudem die von Andreas Hoffmann-Richter entwickelte Unterrichtseinheit „Antiziganismus und Alltagsrassismus“, um auf dieser Grundlage ab dem Schuljahr 2010/11 gemeinsam Projekte und interdisziplinäre Unterrichtseinheiten zum Thema Sinti und Roma für 9.-Klässler durchzuführen.

Der 2. Ulmer Balkansalon, der europäische Landeskunde gegen den Strich büstet, richtet sich im Herbst diesen Jahres ebenfalls an eine breite Öffentlichkeit: Am 5./6. November wird im Haus der Donau das Thema Sinti und Roma im Donauraum unter politischen, historischen und kulturellen Aspekten vorgestellt. Das Programm wird organisiert und getragen von der Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg, dem ZAWIW der Universität Ulm, dem Donaubüro, dem DZOK und der Volkshochschule Ulm. Dieses Thema ist deshalb besonders drängend, weil vor allem in Rumänien und Ungarn der Lebensalltag der großen Roma-Minderheiten extrem schwierig ist, geprägt von Hunger, Armut und Arbeitslosigkeit, Kriminalität und Krankheit. Die Verweigerung elementarer Menschenrechte durch die Regierungen geht Hand in Hand mit Ausgrenzungen und Übergriffen einer feindlich gestimmten Mehrheitsbevölkerung. Bei der Auseinandersetzung mit dem Thema will der Balkansalon nicht nur Fakten vermitteln, sondern auch Wege vorstellen, wie diese Situation überwunden werden kann. In Spanien etwa hat ein Nachbarschafts-/Sanierungsprojekt in Madrids

größtem Slumviertel Vallecas neue Formen des Miteinanders eröffnet: Wichtigster Grund für das Gelingen war die Bürgerbeteiligung durch Nachbarschaftsvereinigungen und die Beteiligung der aktiven Selbsthilfeverbände der Gitanos, wie Roma und Sinti in Spanien genannt werden.

Konzentriert sich der Balkansalon auf die Situation der Sinti und Roma in Europa, nimmt der Arbeitskreis 27. Januar wieder die lokale Perspektive in den Blick. Der Gedenkabend für die Opfer des Holocaust aus Ulm/Neu-Ulm am 27. Januar 2011 im Stadthaus ist zweigleisig angelegt: Die Historikerin Karola Fings widmet sich der historischen Verfolgungsdimension und dem langen Ausschluss der Sinti und Roma aus der deutschen Erinnerungskultur, zugleich steht an diesem Abend die aktuelle Situation

der hier lebenden Sinti und Roma im Mittelpunkt. Dabei haben die bisherigen Veranstaltungen gezeigt, was die Journalistin Verena Spilker in ihrem Artikel „Mit fremden Augen: Fragen und Fakten“ (veröffentlicht auf evangelisch.de) prägnant zusammengefasst hat: „Eine Annäherung an das Thema der Sinti und Roma ist für Außenstehende nicht einfach. Viel zu oft wurde den Sinti und Roma die Möglichkeit genommen, sich selbst zu äußern und Hoffnungen und Wünsche eigenständig zu formulieren. Denn der beste Weg einer Annäherung ist sicherlich der direkteste: die Menschen selbst zu befragen und von ihnen zu erfahren, wie sie ihre Situation einschätzen und was getan werden kann, um ihre Stellung in der Gesellschaft zu verbessern.“ Es bleibt zu hoffen, dass der Abend des 27. Januars Zeit und Raum hierfür bietet.

Weitere Infos zu den Schulprojekten finden Sie unter: www.irp-freiburg.de/fileadmin/user_upload/Fortbildungen_andere/Flyer_Augenblicke_0_.pdf, www.calwer-verlag.de/data/Antiziganismus_010207.pdf sowie im Dokumentationszentrum Oberer Kuhberg, Tel.: 0731-21312.

Und wo sind sie hingekommen?

Michail Krausnick zum Tode von Amalie Schaich



Amalie Schaich, geb. Reinhardt.
F.: A. Hoffmann-Richter.

In Ulm-Wiblingen ist am 15. April 2010 nach langer schwerer Krankheit Amalie Schaich, geborene Reinhardt verstorben. Amalie Schaich hat nicht nur ein außergewöhnliches Schicksal erlitten, sie war und bleibt eine wichtige Zeitzeugin für den nationalsozialistischen Völkermord an den Sinti und Roma.

Amalie Reinhardt wurde 1929 als älteste von fünf Geschwistern in Ravensburg geboren. Mit ihren Angehörigen wurde sie von den NS-Rassenforschern als „Zigeunerin“ klassifiziert. Als so genannte „außer-europäische Fremdrasse“ waren die Sinti wie die Juden der zunehmenden Ausgrenzung, Entrechtung und Verfolgung bis hin zum Völkermord ausgesetzt. Amalies Schicksal, dokumentiert in Filmen, zeitgeschichtlichen und gerichtlichen Untersuchungen, ist ein

erschütternder Beleg dafür, dass der Rassenwahn der Nazis ausnahmslos auch Jugendliche und kleine Kinder erfasste und dass selbst die Kirche keinen Widerstand gegen den millionenfachen Kindermord wagte. Schon früh wurden den deutschen Sintikindern die Eltern geraubt und zur Zwangsarbeit in die Ghettos und Konzentrationslager im besetzten Polen deportiert. Die zurückbleibenden Kinder, so auch Amalie Reinhardt, wurden zu „Waisenkindern“ erklärt und in die Obhut katholischer Kinderheime gegeben. Für Amalie und ihre Geschwister war es die „Heilige St. Josefspflege“ in Muldingen an der Jagst, ein Heim, das von den Barmherzigen Schwestern des Klosters Untermarchtal betreut wurde. Die Zöglinge erhielten dort von den Schwestern die übliche Volksschulausbildung und sollten zu Mägden und Knechten

für die Landwirtschaft ausgebildet werden. Nach ihrem Schulabschluss waren die Jungen und Mädchen in der Kriegszeit begehrte Arbeitskräfte bei den Bauern der Umgebung. 1943 diente Amalie und die anderen Kinder als Versuchsobjekte für die Dissertation der „Rassenforscherin“ Eva Justin, die sich mit der tödlichen These, dass Sinti als Fremdkörper in der Volksgemeinschaft zu sterilisieren seien, einen Dokortitel erwarb. Über die absurden Versuche und „Testspiele“ der Menschenverächter hat Amalie Schaich ausführlich berichtet. Als Ende 1942 nach der Vernichtung der Juden auch die „Endlösung der Zigeunerfrage“ im SS-Reichssicherheitshauptamt beschlossen war, erhielten die Kinder in der St. Josefspflege keine Postkarten ihrer Eltern mehr aus den Konzentrationslagern, sondern nur noch Todesmeldungen. Doch schließlich erinnerten sich die NS-Verfolger in Berlin wieder an die „Zigeuner-Kinder“ in den katholischen Kinderheimen. Und da der Völkermord der Nazis ein totaler sein sollte, durften die Kinder nicht ausgespart bleiben. Über die Kriminalpolizeistelle Stuttgart erging die Aufforderung an den Heimleiter und Pfarrer der St. Josefspflege, die aufgelisteten 39 Kinder für die Übersiedlung und Einweisung in das KZ Auschwitz am 9. Mai 1944 bereit zu stellen. Der Pfarrer, die Lehrerin und die Schwestern wussten, dass die Reise in den Tod ging. Daher beschlossen sie, den Kindern den Abschied mit einer „Notkommunion“ in der Heimkapelle zu erleichtern, und mit der Notlüge, dass der Bus käme, um sie zu „einem schönen Ausflug“ abzuholen.

Amalie Reinhardt, damals vierzehn Jahre alt, hat die Freude und Hochstimmung der getäuschten Kinder geschildert, aber auch ihre Verzweiflung, als sie am Bahnhof Künzelsau über die Gleise geführt und in einen dunklen Güterwaggon gesperrt wurden. Der Abschied von der Schwester Oberin und der Lehrerin sei herzerreißend gewesen. Die Lehrerin sprach später von der „schwersten Stunde in ihrem Leben“ und dass sie die Zähne habe zusammen beißen müssen, um nicht laut loszuheulen. Der Waggon wurde an die fahrplanmäßigen Züge angekoppelt, Amalie Reinhardt hat, u. a. der Ludwigsburger Zentralstelle, von der viertägigen Fahrt und ihrer Ankunft in Auschwitz-Birkenau berichtet: „Dann war da Gebell von Schäferhunden und als die Tür des Waggons geöffnet wurde,

standen an der Rampe SS-Leute in Uniform mit Gewehren im Anschlag. Als sie sahen, dass der Wagen voller Kinder war, haben sie die aber gleich sinken lassen.“

Während die kleineren Kinder in den „Waisenblock des Zigeunerlagers“ (Abschnitt B IIE) kamen, wurden vier ältere, darunter Amalie, zum Straßenbau abkommandiert. Darüber hinaus waren sie den medizinischen „Experimenten“ der SS-Arzt Dr. Mengele ausgesetzt. Amalie hatte ein kindliches Vertrauen zu Mengele, der die Sinti-Kinder nach Tests und Untersuchungen mit Bonbons zu belohnen pflegte. Ihre Cousine Luise ist in der Folge der Experimente erblindet.



Sintinkinder in Mulfingen vor ihrer Deportation nach Auschwitz. A-DZOK.

Als angesichts der näher rückenden Roten Armee die „Liquidierung“ des Zigeunerlagers beschlossen wurde, gehörten die vier arbeitsfähigen Jugendlichen zu den Ausnahmen, die zur Rüstungsproduktion wieder „heim ins Reich“ deportiert wurden. Amalie kam in das Frauenkonzentrationslager Ravensbrück. Als sie für eine TV-Dokumentation über den Abschied von den Mulfinger Kindern berichtet, kann sie die Tränen nicht mehr unterdrücken: „Und dann beim Abschied, im Waisenblock, das vergesse ich nie, da hat dann mein kleines Schwesterle zu mir gesagt: Du gehst – und wir werden verbrannt! Das waren die letzten Worte, die ich von ihr hörte. Und das vergesse ich nie! Den Dr. Mengele, der die Transporte zusammenstellte, habe ich gefragt: und was geschieht mit den kleinen Kindern? Und da hat er gesagt: Die kommen alle zurück ins Heim. Und wo sind sie hingekommen?“

In der Nacht zum 3. August 1944 werden die restlichen 2877 Kinder, Kranken und Alten vergast und im Krematorium verbrannt, darunter die Kinder von der „Heiligen St. Josefspflege“. Bei Filmaufnahmen im ehemaligen KZ Auschwitz-Birkenau zählte

Amalie Reinhardt-Schaich 50 Jahre danach die Namen der ermordeten Kinder auf, darunter auch die ihrer jüngeren Geschwister, Cousins und Cousins. Bis ihre Stimme in Tränen ersticke und die Aufnahme abgebrochen wurde ...

Nur schweren Herzens war sie noch einmal an diesen Ort des Schreckens gereist, um die ermordeten Kinder zu ehren, aber auch zur Erinnerung und Mahnung für künftige Generationen. „Damit so etwas nie wieder geschieht. Woher haben sich die Nazis denn das Recht genommen über Menschen zu urteilen und ihr Leben auszulöschen. Dazu hat doch keiner ein Recht. Jeder Mensch hat das Recht zu leben!“

Ertragen konnte sie die Interviews und Filmaufnahmen nur in der Begleitung ihres blinden Mannes Otto Schaich, der sie immer wieder tröstete und aufging. Noch monatelang habe sie nach dem Besuch im Todeslager und dem Wiederaufreißen der alten Wunden an Depressionen und Alpträumen gelitten. Dennoch war sie dankbar und froh, wenn man ihr berichtete, dass ihre Lebensgeschichte die Herzen vieler junger Menschen geöffnet habe. Und auch die Köpfe: für das Verfolgungsschicksal der Sinti und ein lange Zeit verdrängtes und vergessenes Kapitel unserer gemeinsamen deutschen Geschichte.

Amalie Schaich, geb. Reinhardt, ist im Alter von 80 Jahren in Ulm-Wiblingen gestorben.

Der Verfasser des Nachrufs, Michail Krausnick, lernte Amalie Schaich im Rahmen seiner Recherchen zum Film „Auf Wiedersehen im Himmel. Die Sinti-Kinder von der St. Josefspflege“ kennen, für den er 1994 das Drehbuch schrieb (und gemeinsam mit Romani Rose Regie führte). Wir danken Herrn Krausnick, der auch als Vortragsgast im Doku-Zentrum über das Schicksal der Sinti-Kinder von der St. Josefspflege referiert hat, für diesen Nachruf.

Über Amalie Schaich und die Kinder von Mulfingen siehe: Michail Krausnick, *Wo sind sie hingekommen*, Gerlingen 1995, S. 95-124; *Auf Wiedersehen im Himmel*, München 2001 u. TB, Würzburg 2005. Amalie Schaich wirkte auch in dem Dokumentarfilm „Auf Wiedersehen im Himmel“ von Michail Krausnick und Romani Rose als Zeitzeugin mit.

Gregor Gog: Ein Vagabunden-Aktivist

Tobias Edling und Hansjörg Greimel

Gregor Gog (1891-1945), dessen Biografie im November 2009 in Rahmen einer Büchse 13-Veranstaltung vorgestellt wurde, galt in der Weimarer Republik als „Vagabunden-König“. Auch wenn er nicht wegen „Asozialität“, wie viele andere Vagabunden, sondern wegen seines Engagements für die KPD in KZ-Haft auf den Heuberg kam, öffnet sein Schicksal den Blick für die Geschichte von Vagabunden in der Weimarer Republik und ihrer Verfolgung im Nationalsozialismus, weshalb wir seine Biografie in diesem Mitteilungsheft vorstellen wollen. Wir danken an dieser Stelle noch einmal den Referenten Monika Lange-Tetzlaff und Robert Tetzlaff aus Stuttgart für ihren Vortrag.

Bis heute ist „Asozialität“ als Haftgrund in Konzentrationslagern wenig erforscht, die Bandbreite der Opfer groß. Ein Teil der Opfer waren die Vagabunden. Die Geschichte der Vagabunden-Bewegung hat ihre Ursache in der krisengeschüttelten Lebenswirklichkeit im Kaiserreich und in der Weimarer Republik. Eine Erosion (klein-)bürgerlicher Sozialverhältnisse durch Industrialisierung, Urbanisierung sowie politisch-ökonomische Krisen führte teils zu einem kurzzeitigen Ausbruch aus diesen Verhältnissen, wie im Fall der bündischen Jugendbewegung, teils zu einem längerfristigen Leben auf der Landstraße, bei dem die Motive zwischen Not und Überzeugung variierten.

Eine wesentliche Rolle in der Vagabunden-Bewegung der Weimarer Republik spielte Gregor Gog, der in Schwerin geboren wurde und über Umwege ins Württembergische fand. Im 1. Weltkrieg kam er wegen der Verteilung antimilitaristischer Schriften und der mehrfachen Aufstachelung zur Meuterei in Haft, in der er sich ein Nierenleiden zuzog, welches ihn immer wieder quälten sollte. Anschließend lebte er in Urach, wo er den kommunistischen Anarchismus Kropotkins entdeckte, versuchte sich in Brasilien, kehrte aber zurück und ließ sich Mitte der 1920er Jahre mit seiner zweiten Frau, der Kinderbuch-Autorin Anni Geiger-Gog, in einem selbst gebauten Haus im heutigen Stuttgart-Sonnenberg nieder und arbeitete als freier Autor.

1927 gründete Gog die „Bruderschaft der Vagabunden“ und gab die Zeitschrift „Der Kunde“ heraus, welche die Vagabunden politisieren und zu Revolutionären und Kämpfern erziehen sollte. 1929 fand die Bewegung ihren sichtbaren Höhepunkt in einem Vagabunden-Kongress in Stuttgart. Vor 600 TeilnehmerInnen verlas Gog einen programmatischen Text unter dem Titel „Generalstreik ein Leben lang“, in dem er die konsequente Verweigerung von Erwerbsarbeit propagierte. Nach dem Kongress produzierte die UFA eine Dokumentation über Vagabunden, in deren Zentrum er stand.

Das Jahr 1930 stellte einen Einschnitt in der Biografie Gogs dar. Bei seiner Reise in die Sowjetunion begeisterte ihn der Umgang mit „verwahrlosten“ Kindern, die in Heimen nach der Methodik Makarenkos erzogen wurden, die teils autoritär-kollektivistische und reformpädagogische Elemente verband. Als Folge wurde er Mitglied der KPD und versuchte fortan, Vagabunden für kommunistische Ideen zu begeistern.

Mit der Machtübertragung auf die NationalsozialistInnen geriet er im April 1933 in KZ-Haft auf den Heuberg und, nach eigener Auskunft im Jahr 1938,

später in das „Konzentrationslager Ulm a. D.“ – welches aber im Oktober 1933, auf den Zeitpunkt datierte er den Aufenthalt, noch nicht existierte: Entweder irrte sich Gog also oder er gehörte möglicherweise zu den Häftlingen, die Ende Oktober ins Garnisonsarrest-Haus überführt wurden. Nach seiner Freilassung am 15. November 1933 flüchtete er alleine in die Schweiz, ließ sich dort von Anni scheiden und emigrierte in die UdSSR. Dort arbeitete er zu Beginn als Erzieher und Schauspieler. Seine Anerkennung als Polit-Emigrant stand in Frage, 1939 erhielt er allerdings die sowjetische Staatsbürgerschaft. Im Exil lernte er, nach einer weiteren gescheiterten Ehe, Gabriele Haenisch kennen. Im Jahr 1941 floh er mit ihr, ihrem Sohn und dem gemeinsamen Kind vor den deutschen Truppen nach Usbekistan. Durch die Reises Strapazen starben die beiden Kinder, der Gesundheitszustand von Gog blieb schlecht. Trotzdem musste er in einem sibirischen Kohlerevier Arbeitsdienst leisten. Seine Bemühungen, nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs nach Deutschland zurückzukehren, waren vergebens. Gregor Gog starb am 8. Oktober 1945 an einem Nierenleiden in einem Sanatorium im Taschkent.



Gregor Gog mit seiner Frau Anni Geiger-Gog und ihrem Sohn. Aus: „Stuttgart zu Fuß“. Hamburg 1988. S. 91.

Eröffnung des neuen Dokumentationszentrums

„Topographie des Terrors“ in Berlin

Ein Interview mit dem Ulmer Ausstellungsgestalter Gerhard Braun über einen Ort der Täter

Am 6. Mai wurde nach 23-jähriger Planungszeit das neue Dokumentationszentrum „Topographie des Terrors“ in Berlin eröffnet. Auf dem Areal der Wilhelm- und Prinz-Albrecht-Straße befanden sich während der NS-Zeit die Zentralen von SS, Gestapo und Reichssicherheitshauptamt (RSHA): Von hier aus wurde der Völkermord geplant, im „Hausgefängnis“ wurden die „ärgersten Feinde“ des Systems verhört und gefoltert, darunter auch Kurt Schumacher, ehemals Häftling im KZ Oberer Kuhberg. Das neue Dokumentationszentrum, ein schlichter Pavillon über den Bauresten aus der NS-Zeit, ist 75 Jahre nach dem Untergang des Nationalsozialismus ein Nachzügler in der Reihe der zentralen Erinnerungsorte, die die nationalsozialistischen Verbrechen am authentischen Ort veranschaulichen. Dabei bildet die „Topographie des Terrors“ neben dem Mahnmal für die ermordeten Juden wohl die wichtigste NS-Gedenkstätte in der ehemaligen Reichshauptstadt. In enger Kooperation mit der Berliner Architektin Ursula Wilms hat das Ulmer Büro Braun Engels Gestaltung die neue Dauerausstellung entworfen. Hier ein Interview von Nicola Wenge mit Gerhard Braun über Konzeption und Umsetzung der „Topographie des Terrors“, geführt am 25. Mai 2010.



Eingangssituation zur Ausstellung. Im Vordergrund das Modell des NS-Regierungsviertels. F.: G. Braun

Wie haben Sie sich als Ulmer Gestaltungsbüro in Berlin durchgesetzt, womit haben Sie überzeugt?

Wir wurden Anfang des Jahres 2007 zu einem Wettbewerb für die Ausstellungsgrafik eingeladen, gemeinsam mit fünf bis sechs anderen Büros, die wie wir über Referenzen im Bereich Gedenkstättenausstellung verfügten. Die Entscheidung fiel dann im Mai/Juni. Wichtige Auswahlkriterien waren wohl die beispielhafte gestalterische Umsetzung eines Ausstellungskapitels und die exemplarische Gestaltung des Rundgangs durch das Außengelände.

Wie lange haben die Vorbereitungen gedauert und wer war an dem Prozess beteiligt?

Wir sind direkt nach der Entscheidung in den Planungsprozess eingestiegen und haben drei Jahre daran gearbeitet. Insgesamt galt es drei Ausstellungsbereiche zu gestalten: Die Dauerausstellung im neuen Dokumentationszentrum „Topographie des Terrors“, den Geländerundgang mit 15 Stationen und die bislang noch nicht realisierte Grabenausstellung „Berlin 1933-1945“. Wir haben auch das Orientierungssystem und die Printmedien, wie z. B. die Kataloge entworfen, so dass nun alle Bereiche eine einheitliche grafische Handschrift tragen. An dem Planungsprozess waren viele, sehr unterschiedliche Akteure beteiligt. Für die Inhalte war die Stiftung verantwortlich; drei getrennte Kuratorteamts haben die historischen Inhalte der drei Ausstellungen entwickelt. Der Bund als Auftraggeber war durch das Bundesamt für Bauwesen und Raumordnung vertreten. Und schließlich mussten wir uns mit den anderen Planern, den Architekten, Lichtplanern und Medienprogrammierern koordinieren.

Mussten auch Sie unter den inhaltlichen Konflikten und Finanzquellen leiden, die die Vorbereitung der Topographie so lange verzögert haben?

Eigentlich nicht, aber indirekt haben wir die Folgen schon gespürt. Zwar wurde der Entwurf von Peter Zumthorn aus dem Jahr 1993 und das gescheiterte Bauvorhaben, das 2004 eingestellt

wurde, nicht groß thematisiert. Aber wir hatten natürlich weniger Geld zur Verfügung und insgesamt schien das Projekt „Topographie“ nach dem ersten Scheitern nicht mehr so hochgehängt zu sein. Es stand nicht mehr so unmittelbar im Fokus des Interesses. Das war natürlich Chance und Herausforderung zugleich. Die Arbeit gestaltete sich dann insgesamt als durchaus spannend und nicht immer ganz einfach, das hatte aber weniger mit der Vorgeschichte zu tun als vielmehr damit, dass in so einem großen Projekt die Arbeitsabläufe stark formalisiert sind und schon die Abstimmung mit den vielen Akteuren einigen Arbeits- und Zeitaufwand bedeutet.

Sie haben schon Erfahrungen in der Gestaltung kleinerer Gedenkstättenausstellungen wie dem frühen KZ Oberer Kuhberg und dem späten KZ-Außenlager Leonberg: Was war in Berlin ähnlich, was anders?

Sowohl das KZ Oberer Kuhberg als auch das KZ Leonberg sind primär Opferorte, die einen emotionaleren Zugang ermöglichen. In beiden Fällen war außerdem – am Oberen Kuhberg mit der Festung und in Leonberg mit dem Autobahntunnel – ein authentischer Ort vorhanden, der als solcher vermittelbar war. In Berlin ist dies nur noch eingeschränkt der Fall. Hier dominierten die Neugestaltung des Geländes und die sachliche moderne Architektur des neuen Dokumentationszentrums. Während andere zentrale Gedenkstätten in Berlin wie das Mahnmal der ermordeten Juden fast einen skulpturalen Charakter besitzen, nimmt sich der Entwurf von Ursula Wilms stark zurück. Sie verzichtet weitgehend auf Inszenierung und Dramatisierung, ermöglicht aber immer die Blickverbindung zwischen innen und außen, zum Gelände hin. Damit hatten wir für die Ausstellung schon feste Vorgaben, es ging ja darum, Ausstellung und Architektur zusammenzufügen und einen einheitlichen Eindruck herzustellen. Da waren wir in Leonberg und am Kuhberg freier, andererseits mussten wir dort mit sehr geringen Budgets arbeiten, eine andere Form der Begrenzung.

Viele Besucher der alten „Topographie-Ausstellung“ erinnern sich noch an die Grabenausstellung unter einem rustikalen Holzdach und an ein Gelände, das mehr oder weniger eine „Mauerbrache“ war: Wie sieht das Außenensemble heute aus?

Im Graben ist die alte Holzkonstruktion zurückgebaut und durch eine neue Metallkonstruktion mit Glasdach ersetzt worden. Hier soll in einigen Monaten die Ausstellung „Berlin 1933-1945“ eröffnet werden. Hinter dem Graben verläuft ein Weg entlang der Berliner Mauer. Auch das Gelände wurde komplett umgestaltet. Der Platz ist mit Grauwanne belegt, die ruhige Fläche abstrahiert und betont die Besonderheit des Ortes. Ein Bodendenkmal verweist auf einen neu ergrabenen Zellentrakt des „Hausgefängnisses“. Das Gelände wird insgesamt als wichtigstes Exponat betrachtet und erhält damit weit mehr Aufmerksamkeit als früher. Der Rundgang erläutert die Geschichte des Ortes einschließlich der Nachnutzung nach 1945.

Das neue Dokumentationszentrum ist ein schlichter Pavillon. Können Sie die dahinter liegenden Gestaltungsideen erklären?

Das Gebäude fügt sich in das Gelände ein, anstatt es zu dominieren. Von außen wirkt es wie ein einstöckiger Pavillon. Erst auf den zweiten Blick bemerkt man das Sockelgeschoss, in dem sich Bibliothek, Seminar- und Mitarbeiteräume, auch Technik und Depot befinden. Wichtige Elemente sind der Innenhof mit Wasserfläche und die Lamellenfassade, die das Licht bricht und Distanz schafft. Gleichzeitig ist aus dem Ausstellungsbereich im 1. OG stets der Blick auf das Gelände möglich. Dadurch entsteht ein ganz eigener Charakter, der sich gerade im Inneren positiv auswirkt. Die Außenwirkung ist betont sachlich, was bisweilen auch kritisiert wurde.

Welche inhaltlichen Schwerpunkte hat die Dauerausstellung und wie funktioniert dort das Zusammenspiel von Inhalt und Form?

Die Dauerausstellung gliedert sich in fünf Kapitel. Dargestellt werden die NS-Machtübernahme, die Institutionen des Terrors, die Verfolgung und Vernichtung im Reichsgebiet, das Wirken von SS und RSHA in den besetzten Gebieten sowie Kriegsende und Nachkriegszeit. Auch hier

nimmt die Ausstellungsgestaltung die Haltung der Architektur auf durch einen weit gehenden Verzicht auf Inszenierungen und Installationen. Die einzelnen Kapitel und Unterkapitel werden über Texttafeln vorgestellt. Das zahlreiche Bildmaterial ist auf einem durchlaufenden Band, das von der Decke abgehängt ist, collagenförmig angebracht, begleitende Dokumente sind auf Pulten vorgelagert. Vertiefungsmöglichkeiten bieten die Medienstationen und Infoordner. Dieses Zusammenspiel von viel Text, Bildern und Dokumenten erfordert vom Besucher einiges, denn er muss die Bezüge selbst herstellen. Einzelne Historikerkommentare, die als Vermittlungsebene eingebaut wurden, bieten bei der Rezeption nur eine gewisse Hilfestellung.

Die Zentrale des SS- und Polizeistaats auf dem Gelände der „Topographie des Terrors“ wurde immer wieder als „Zentrum des Bösen“ bezeichnet. Hier saßen die Organisatoren des Holocaust und die Gestapofolterknechte: Welche Ausstellungssprache ist für so einen Täterort angemessen?

An diesem Ort bestand für uns die besondere Gefahr, dass, wenn man Bilder der Täter und Verbrechen überinszeniert, sie heroisierend oder dämonisierend wirken, bringt man sie aber zu klein, erscheinen sie untergewichtet und im schlimmsten Fall sogar verharmlosend. Ich denke, es war richtig, an diesem Ort die Inszenierungen bewusst zurückzunehmen und sich auf die Faktenvermittlung zu konzentrieren. Dabei hätte man der Vermittlungsebene vielleicht etwas mehr Raum beimessen können. Uns ging es vor allem darum, die Architektur und die Anliegen der Stiftung ernst zu nehmen, die Arbeit fortzuführen und gleichzeitig neue Impulse zu setzen. Mich persönlich hat das letzte Kapitel der Ausstellung, die Zäsur nach dem Krieg erschreckt, als die Täter die Uniform auszogen und im Zivilen verschwanden, wieder Karrieren machten. Hier haben wir im „Ausklang“ auch installatorisch gearbeitet. Auf einer Fläche von 3m Höhe und 6m Breite haben wir vierhundert Karteikarten zu den Tätern angebracht. Sie stammen aus dem Landesarchiv Berlin und wurden in der Nachkriegszeit von der Generalstaatsanwaltschaft unter Zuhilfenahme der Kripo erstellt. Ein paar, gegen die Anklage erhoben wurde, sind hervorgehoben, nur drei



Das Bodendenkmal vor dem neuen Dokumentationszentrum. F.: G. Braun

stehen noch weiter hervor. Das sind die einzigen Verurteilten. Hier wird die ausbleibende Verfolgung der Täter im wörtlichen Sinne plastisch greifbar.

Wie schätzen Sie die öffentlichen Reaktionen auf die neue Ausstellung ein: Die „Zeit“ etwa lobt die Abstraktheit und Bescheidenheit als gerade richtig, die Süddeutsche Zeitung kritisiert die Ausstellung als Anhäufung von Fakten und Dokumenten, in der auf Thesen oder Debattendarstellungen verzichtet wird. Ihre Meinung?

Ich denke, an beiden Sichtweisen ist etwas dran. Ich setze darauf, dass im Laufe der Zeit noch auf die Reaktionen der Besucher eingegangen wird. So können etwa die Wechselausstellungen – falls dies gewünscht wird – mit zusätzlichen Inszenierungen, didaktischem Input und Hintergrundinformationen ergänzend wirken. Trotzdem halte ich die Grundsatzentscheidung zugunsten einer zurückhaltenden Darstellungsform, die auf mündige Betrachterinnen und Betrachter setzt, für richtig.

NS-Täter und Bürger der Bundesrepublik

Das Beispiel des Dr. Gerhard Klopfer

Das neue Buch des DZOK, vorgestellt durch den Autor Markus Heckmann



Markus Heckmann bei der Gedenkfeier des DZOK am 15.11.2007 in der KZ-Gedenkstätte. F.: D. Nülle.

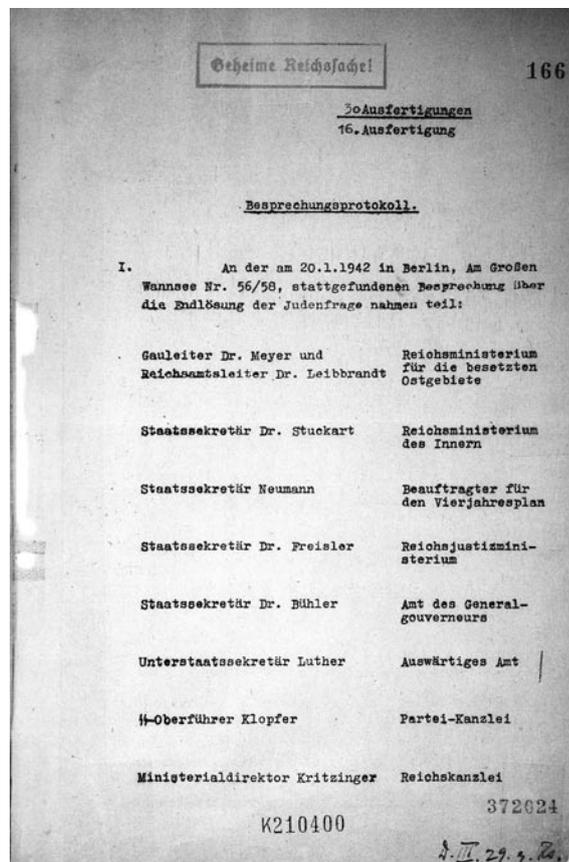
Meine Neugier war geweckt und mit großer Unterstützung des DZOK begann die Spurensuche für meine Magisterarbeit, die jetzt als Buch erschienen ist. Die Akten der Parteikanzlei, vom Institut für Zeitgeschichte auf Mikrofiche editiert, ermöglichen einen Einblick in die Arbeit der NSDAP-Zentrale. 522 Dokumente finden sich zu Gerhard Klopfer, der seit 1935 in ihrem Dienst stand. Darunter Schriftverkehr mit anderen Dienststellen, Dienstkalender, Besprechungsprotokolle und seine Personalakte. Schnell wird klar: Der Jurist Klopfer ist intensiv mit gesetzlichen Maßnahmen zur Judenverfolgung beschäftigt. Die Durchführungsverordnungen zu den „Nürnberger Rasse- und Blutschutzgesetzen“ gehen über seinen Schreibtisch und auch die Frage, wie mit den so genannten „Judenmischlingen“

umzugehen sei, beschäftigt ihn. Die Parteikanzlei, die zunächst von Rudolf Heß und ab 1941 von Martin Bormann geleitet wurde, vertritt im Kampf gegen „Juden und andere Staatsfeinde“ stets die radikalsten Lösungen. Klopfers rasche Karriere in der Parteikanzlei vom Oberregierungsrat (1936) zum Staatssekretär (1942) ist nur möglich, weil man Ausnahmen von der regulären Beförderungspraxis macht. Sowohl „Art und Umfang seiner Tätigkeit als auch die in Erfüllung seiner Obliegenheiten gezeigten Leistungen rechtfertigen eine vorzugsweise Beförderung“, heißt es in den Akten. In Klopfers Personalakte findet sich der Vermerk: „einsatzbereiter und strebsamer SS-Führer mit sehr guten Kenntnissen auf dem Gebiet des Verwaltungsrechts“. So fügt sich das Bild eines loyalen und kompetenten

Am 25. Juni wurde die jüngste Publikation des DZOK der Öffentlichkeit vorgestellt: Markus Heckmann präsentierte sein Buch „NS-Täter und Bürger der Bundesrepublik. Das Beispiel des Dr. Gerhard Klopfer“ dem interessierten Publikum in der Ulmer Volkshochschule. Sein Werk ist die erste Publikation des Doku-Zentrums zur Täterforschung, die in den nächsten Jahren einen wichtigen Schwerpunkt unserer Arbeit bilden wird. Mehr zu den Hintergründen des Buchs, seinen grundlegenden Quellen, Fragestellungen und Thesen können Sie diesem Text des Autors entnehmen.

Dem Schreibtischtäter auf der Spur

Meine erste „Begegnung“ mit Dr. Gerhard Klopfer hatte ich in der Ausstellung der Gedenk- und Bildungsstätte Haus der Wannsee-Konferenz, an der Klopfer am 20. Januar 1942 teilnahm. Was ich auf der biographischen Tafel zu Klopfer las, konnte ich zunächst nicht glauben: War es möglich, dass jemand, der unmittelbar an der Planung des Holocausts beteiligt war, nie zur Rechenschaft gezogen wurde, sondern bis in die 1980er Jahre unbebeligt lebte – und das in meiner Heimatstadt Ulm?



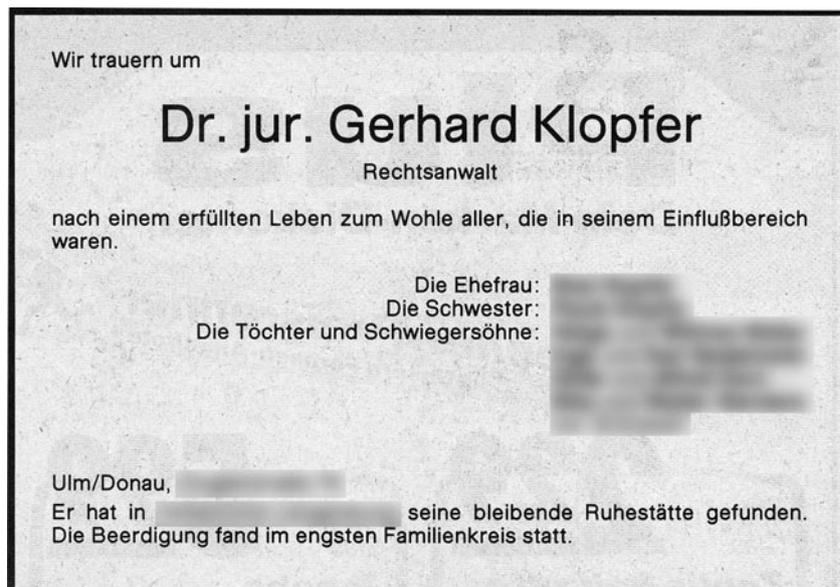
Auszug aus dem 15-seitigen Protokoll der Wannsee-Konferenz vom 20.1.1942, mit Gerhard Klopfer unter den 15 Teilnehmern. Archiv des Hauses der Wannsee-Konferenz, Berlin.

Schreibtischtäters zusammen, der zu jener völkisch geprägten und akademisch ausgebildeten Generation gehörte, aus der die Nationalsozialisten nach 1933 ihre Funktionselite rekrutierten.

Die Spurensuche geht weiter in den Staatsarchiven Nürnberg und München. Ein „Arrest Report“ des amerikanischen Geheimdienstes CIC: Am 1. März 1946 wird in München ein Herr festgenommen, der falsche Papiere auf den Namen Otto Kunz bei sich trägt. Es ist Gerhard Klopfer. Es folgen vier Jahre Internierungshaft, in denen Klopfer von den Nürnberger Ermittlern verhört wird. Er bestreitet jegliche Beteiligung am Völkermord, schiebt alle Verantwortung auf seinen Chef Martin Bormann und behauptet nur vage Erinnerungen an die „Wannsee-Konferenz“ zu haben. Zu einer Anklage bei den Nürnberger Prozessen kommt es nicht mehr. Der politische Wind dreht sich: Der rasche Aufbau Deutschlands tritt in Zeiten des Kalten Kriegs an Stelle einer konsequenten Bestrafung von NS-Funktionären. Die Amerikaner übergeben die Entnazifizierung in deutsche Hände: Klopfer wird nun vor die Spruchkammer Nürnberg gestellt. Mit Hilfe eidesstattlicher Erklärungen seiner ehemaligen Mitarbeiter versucht er von sich das Bild eines sauberen Beamten zu zeichnen und stilisiert sich sogar zum Widerstandskämpfer. Am Ende wird Klopfer als „minderbelastet“ eingestuft.

Klopfers Karriere in der Parteikanzlei der NSDAP (1933-1945) und seine Entnazifizierung (1945-1950) bilden die beiden ersten Hauptkapitel des Buchs. Das oben knapp Zusammengefasste wird auf einer breiten Quellengrundlage analysiert und der „Fall Klopfer“ in den historischen Zusammenhang eingeordnet: etwa durch den Vergleich mit anderen Täterbiographien und vor der Frage, wie Entnazifizierungsgesetze und -praxis nicht nur die Integration der Mitläufer, sondern auch der Täter in die bundesrepublikanische Gesellschaft erleichterten.

Das dritte Kapitel widmet sich dann Klopfers Rückkehr in die Bürgerlichkeit: Am 29. Februar 1956 eröffnet in der Ulmer Zinglerstraße die Rechtsanwaltskanzlei Dr. Klopfer. Er führt sie bis wenige Monate vor seinem Tod 1987. Bei der Genehmigung seiner Niederlassung – so ergibt es sich aus den



Anzeige zu Klopfers Tod am 29. Januar 1987, Südwest-Presse, Ulm, 2. Februar 1987. Die persönlichen Daten der Anzeige sind unkenntlich gemacht. A-DZOK

Akten im Stuttgarter Justizministerium – spielt Klopfers NS-Vergangenheit keine Rolle. Noch 1980 gratuliert der baden-württembergische Justizminister Heinz Eyrich (CDU) Klopfer zu seinem 75. Geburtstag. Dabei ist spätestens seit den 1960er Jahren bekannt, dass Klopfer ein ranghoher NS-Funktionär gewesen war. 1960 hatte die Ulmer Staatsanwaltschaft aufgrund Klopfers Teilnahme an der Wannsee-Konferenz ein Ermittlungsverfahren wegen „Beihilfe zum Mord“ eingeleitet. Ausgelöst wurden die Ermittlungen durch zwei Bundestagsabgeordnete der SPD, die zufällig auf Klopfer aufmerksam geworden waren und eine entsprechende Anfrage im Bundestag stellten. Knapp zwei Jahre später wurde das Ermittlungsverfahren eingestellt, weil man Klopfer keine Schuld nachweisen könne. Fortan lebte der Jurist unbehelligt als „Ulmer Bürger“. Er widmet sich der Familie und unterhält in seiner Freizeit einen Bauernhof im Hohenlohischen, wo er Dinkel anbaut. Zeitzeugen ist Klopfer wegen seiner devoten Umgangsformen in Erinnerung: „Traf man ihn auf der Straße, zog der den Hut, schlug die Hacken zusammen und verbeugte sich unangemessen tief.“ Erst mit dem Erscheinen von Klopfers Todesanzeige am 2. Februar 1987, mit der Verlautbarung „nach einem erfüllten Leben zum Wohle aller, die in seinem Einflußbereich waren“ regte sich Widerspruch in der Stadt, wurde seine Lebensgeschichte posthum in Frage gestellt.

Das vorliegende Buch „NS-Täter und Bürger der Bundesrepublik – Das Beispiel des Dr. Gerhard Klopfer“ ist als doppelte Fallstudie angelegt. Zum einen erscheint Klopfer als typischer NS-Täter, der, akademisch hoch ausgebildet und von der Rassenideologie des Nationalsozialismus überzeugt, mit Anfang 30 rasant Karriere im NS-Staat macht. Zum anderen analysiert das Buch am Beispiel Klopfers den Umgang mit NS-Funktionären in der jungen Bundesrepublik. Dabei wird der konkrete Fall Klopfer immer wieder in größere Zusammenhänge gestellt, wie die Auswirkungen der Adenauer'schen Straffreiheitsgesetze und des Ulmer Einsatzgruppenprozesses. Die politische Kultur der 1950er und 1960er Jahre, die es ehemaligen NS-Tätern erlaubte, unbehelligt in ein bürgerliches Leben zurückzukehren, werden am konkreten Beispiel Ulms veranschaulicht. 31 Abbildungen illustrieren die Untersuchungen. Das Buch ist als Studie des DZOK bei Klemm & Oelschläger für 14,80 € erschienen. Zu erwerben im Buchhandel und im DZOK.

Verfassung – Verwaltung – Gesellschaft:

Ein neues Internetprojekt des Arbeitskreises „Schule und Archiv“ im Rahmen von „Ulmer Geschichte im Netz“

vorgestellt von Günther Sanwaldt

Vorgeschichte

Seit mehr als 30 Jahren gibt es den am Stadtarchiv angesiedelten Arbeitskreis „Schule und Archiv“, der in regelmäßigen Abständen aufbereitete Materialien des Stadtarchivs zur Ulmer Stadtgeschichte herausgegeben hat. Diese sollten dazu dienen, Lehrern aller Schularten Hilfen zu regional verankerten historischen Themen an die Hand zu geben, um sie direkt im Unterricht einsetzen zu können. Aufbereitet wurden etwa die Themen „Stadtentwicklung“, „Industrialisierung“, „Ulm in der Zeit des NS“, „Ulm in der Nachkriegszeit“. Seit wenigen Jahren hat der Arbeitskreis Neuland beschritten, indem er die Quellen nicht mehr in Printform veröffentlichte, sondern unter der Überschrift UlmerGeschichteimNetz ins Internet stellte. Damit können nicht nur Lehrer, sondern auch Schüler und historisch Interessierte auf das aufbereitete Material zugreifen. Nachdem bis jetzt die Themen „Ulm – eine Stadt entwickelt sich“ und „Ulm im ersten Nachkriegsjahrzehnt“ abgerufen werden konnten, erschien im April unter dem Titel „Verfassung – Verwaltung – Gesellschaft“ die neue und bisher umfangreichste Lieferung dieser Art.

Aufbau und Nutzung

Wie gelangt man nun an diese Seiten? Entweder man ruft die Homepage der Stadt Ulm auf (ulm.de/start), klickt sich über Kultur und Tourismus weiter zu Stadtgeschichte(n) und von dort zu Schule und Archiv, oder man ruft direkt über die Suchmaschinen die Seite UlmerGeschichteimNetz auf. Findig wird man normalerweise auch, wenn man direkt über die Suchmaschine ein Thema aufruft, das bereits abgehandelt worden ist.

Nach Aufruf der Homepage lassen sich mit der linken Navigationsspalte die einzelnen Unterkapitel öffnen. Die Quellensammlungen sind in der Art eines Geschichtsbuches angelegt: Ein durchgehender kurzer Text vermittelt den inhaltlichen Gesamtzusammenhang, der Text verweist auf die mit einer Überschrift versehenen Quellen; diese lassen sich mit Hilfe von Adobe als Pdf-Datei öffnen. Bei den Texten,

Bildern usw. findet der Benutzer erklärende Hinweise. Handschriftliche Originaltexte wurden umgeschrieben und sprachlich bearbeitet. Die Nutzung für Unterrichtszwecke ist selbstverständlich frei. Weiterführende Links und eine Rückmeldungsmöglichkeit ergänzen die Quellensammlung. Anregungen und Kritik sind selbstverständlich erwünscht. Wer sich weiter vertiefend mit einem Thema beschäftigen will, findet im Archiv freundliche Helfer und Mitarbeiter.

Die neue Lieferung „Verfassung – Verwaltung – Bürgerschaft“

Der vorliegende dritte Teil der Material- und Quellensammlung dokumentiert die Entwicklung von Verfassung, Verwaltung und Gesellschaft in Ulm vom frühen Mittelalter bis in das 20. Jahrhundert. Dabei wird in den vier Großkapiteln deutlich, welchen spannenden und durchaus verwickelten Verlauf die Formen der Mitsprache im Lauf der Jahrhunderte genommen haben und welche verschiedenen Bevölkerungsgruppen und Entscheidungsträger daran beteiligt gewesen sind. Im Kapitel 1 „Ulm in der Reichsstadtzeit“ steht der Große Schwörbrief von 1397 im Mittelpunkt, der die Mitsprache der Zünfte zumindest bis 1558 verfassungsrechtlich garantierte. Der gesellschaftliche Sonderstatus der Juden, der 1499 abrupt mit der Ausweisung endete, wird in einem eigenen Unterkapitel thematisiert. Nicht nur die großen Verfassungsfragen zwischen Revolution und Restauration werden im zweiten Kapitel „Ulm 1802-1918“ abgehandelt, sondern auch der große gesellschaftliche Wandel, der sich mit der Industrialisierung und dem Festungsbau vollzogen hat. Neben der wichtigen Rolle, die Vereine und Verbände in dieser Zeit gespielt haben, wird auch hier wieder an die Juden erinnert, die sich dank der Emanzipationsgesetze wieder in der Stadt niederlassen konnten. Dass diese Integration nicht reibungslos von statten ging, zeigt das dritte Kapitel „Ulm 1918-1933“, wo das Wirken rechtsgerichteter Verbände einen breiten Raum einnimmt (vor allem das Beispiel des „Reichsbanners Schwarz-

Rot-Gold“ sei hier genannt, weil sich an ihm die Auseinandersetzungen zwischen Befürwortern und Gegnern der Republik besonders deutlich machen lassen), und schließlich Kapitel 4 „Ulm 1933-1945“.



Propaganda-inszenierung am Münsterplatz anlässlich der „Volksabstimmung“ zur Machtbestätigung Adolf Hitlers am 19.8.1934. A-DZOK.

Ulm 1933-1945

Dass die NSDAP 1933 auch in Ulm nicht plötzlich vom Himmel gefallen ist, sondern sehr wohl auch schon vorher genügend Anhänger und Sympathisanten besaß, wird im ersten Unterkapitel erhellt, das an Hand von neun Quellen den Aufstieg der NSDAP in Ulm verdeutlicht. Die am 6. 11. 1922 entstandene Ortsgruppe Ulm/Neu-Ulm gehörte zu den ersten, die sich im Reich bildeten. Wilhelm Dreher, der spätere NSDAP-Reichstagsabgeordnete und Polizeipräsident, leitete ab 1926 die Ulmer Ortsgruppe, die er bis 1930 dank unablässiger Agitation in Form von Aufmärschen, Propagandaveranstaltungen und gewaltsamen Auseinandersetzungen zur schlagkräftigen Organisation mit mehr als 1000 Mitgliedern aufbaute. Er hatte beste Beziehungen zur höchsten Parteiprominenz, die er nutzte, um Hitler mehrfach nach Ulm zu holen. Wie die Nazis in der Stadt ihre Herrschaft ab 1933 mit pseudolegalen Mitteln, mit Denunziationen und Verleumdungen, aber auch mit brutalem Terror sicherten, zeigen die Materialien des zweiten Unterkapitels. Die Perfidie der NS-Argumentation gegenüber dem politischen Gegner wird besonders am Bei-

spiel des Gemeinderatsprotokolls vom 13. März 1933 und des anonymen Briefes gegen den Oberrechnungsrat Hieber deutlich. Dem politisch und rassistisch motivierten Terror ist das dritte Unterkapitel gewidmet. Hier finden sich verschiedene Zeitungsausschnitte aus dem „Ulmer Sturm“ zum im November 1933 eingerichteten Ulmer Landes-Konzentrationslager, das von den Nazis beschönigend als „Württembergisches Schutzhaftlager Oberer Kuhberg“ bezeichnet wurde. Es diente zur Ausschaltung und Einschüchterung der politischen Gegner. Wie zunehmend Terror gegen jüdische Mitbürger ausgeübt wurde, illustrieren die weiteren Quellen. Boykottaufrufe, Verbote, Ausgrenzungen, Zerstörung der Synagoge, Misshandlungen und

schließlich Deportation waren die Stufen auf dem Wege zur Vernichtung einer ganzen Bevölkerungsgruppe. Dass es in Ulm nicht nur Sympathie und Zustimmung zum herrschenden Regime, sondern durchaus auch Widerstand gegenüber dieser menschenverachtenden Diktatur gegeben hat, der sich in verschiedenen Formen zeigte und von verschiedenen Gruppen und Personen ausging – nicht nur von den Geschwistern Scholl –, das wird im letzten Unterkapitel dargestellt und mit acht Quellen verdeutlicht.

Umgang und Einsatzmöglichkeiten

Die neue Lieferung bietet nicht nur die Möglichkeit, einzelne Themenbereiche aus dem Geschichtsunterricht an

Beispielen aus der Lokalgeschichte vom PC aus zu vertiefen, sondern auch spannende regional verankerte Längsschnittsthemen herauszustellen. „Wann und wie lebten Juden in Ulm“ oder „Wer durfte in einer Stadt wie Ulm mitbestimmen?“ wären beispielsweise Fragen, die sich mit Hilfe der Materialien bearbeiten lassen. Der Arbeitskreis hat bewusst auf didaktische Hilfen verzichtet, um einen möglichst offenen Umgang mit dem Material zu ermöglichen. Dazu gehört auch, dass viele Quellen, z. B. Gemeinderatsprotokolle, ungekürzt abgedruckt sind.

Das Projekt ist offen angelegt, das heißt, Anregungen und Ergänzungen sind erwünscht. Bleibt nur zu hoffen, dass das Projekt genügend Nutzer findet!

Trinationale Konferenz zu Gast im Dokumentationszentrum Oberer Kuhberg

Holger Viereck, Pädagogische Hochschule Ludwigsburg

Am 17. Februar 2010 war eine Tagungsgruppe mit Delegationen aus Krakau/Polen, Beit Berl/Israel und Ludwigsburg zu Gast am Dokumentationszentrum Oberer Kuhberg, Ulm. Sie hatte sich zum Ziel gesetzt, die nationalen Identitäten der drei beteiligten Länder zu beleuchten. Die Delegationen, bestehend aus drei Professoren, drei Lehrern und drei Lehramtsstudenten aus jedem Land, hatten sich erstmalig im Mai vergangenen Jahres für eine Woche in Beit Berl, in der Nähe von Tel Aviv, getroffen. Ein letztes Treffen ist für den Sommer in Krakau geplant. Im Februar kamen die Konferenzteilnehmer zum zweiten Mal für fünf Tage in Deutschland zusammen. Diesmal war die PH Ludwigsburg Ausrichter der Veranstaltung. Innerhalb des Programms nahm der Besuch des Oberen Kuhberg eine besondere Rolle ein. Ausgehend von der Frage, wie sich die deutsche nationale Identität in den 65 Jahren seit dem Zweiten Weltkrieg gebildet und entwickelt hat, wurde hier der Umgang mit der NS-

Geschichte bearbeitet. Ausgangsfrage war: Wie, also mit welchen Medien und Methoden, arbeiten Dokumentationsstätten die NS-Vergangenheit auf und was kann die heutige Schülergeneration aus dieser Arbeit lernen bzw. daraus in ihr Leben mit hinein nehmen? Um einen Einblick in die Arbeit zu erhalten, wurde die Gruppe zunächst von der Leiterin des Dokumentationszentrums, Frau Dr. Wenge, über das verschneite Gelände geführt. Dabei erhielten die internationalen Teilnehmer auch einen ersten Einblick in die wechselvolle Geschichte der gesamten Anlage sowie in die nicht reibungslose Entstehungsgeschichte des Dokumentationszentrums selbst. Im Inneren der Festung wieder angekommen, schloss sich ein Gang durch die Ausstellung an. Exemplarisch wurden einige Exponate näher betrachtet und ausgewählte Fälle von Tätern und Opfern vorgestellt. Dadurch wurde den Konferenzteilnehmern eine Einführung in die fachliche Seite der Dokumentationsstelle ermöglicht.

Die knapp vier Stunden, die die Gruppe schließlich auf dem Kuhberg verbrachte, gehörte am Ende zu den nachhaltig beeindruckenden Teilen der Konferenz. Dies entwickelte sich nicht zuletzt aus dem Zusammenspiel von dargebotenen Informationen und handlungsorientierten Methoden, sowie den sich anschließenden, zum Teil kontrovers geführten Diskussionen.

Vier Bereiche des Besuchs möchte ich deshalb besonders hervorheben:

- Die Vorstellung der vielfältigen methodischen Vermittlungsansätze
- Der Gang durch die Kasematten
- Die theaterpädagogischen Sequenzen
- Die Diskussion über schülerorientierte Wege und angemessene Ziele der Arbeit einer Gedenkstätte

Zunächst stellte Frau Wenge zusammen mit der pädagogischen Leiterin, Frau Lein, grundlegende

Prinzipien und einige Projekte aus ihrer aktuellen Arbeit mit Schülergruppen vor. Dabei wurde den Gästen ein ganzes Repertoire an handlungsorientierten Methoden präsentiert, die Lernen nicht nur auf eindimensionale, direkte Weise ermöglichen. Als die Gruppe danach in die Kasematten hinabstieg und die Häftlingsräume besichtigen konnte, wurde eine ganz andere Dimension des authentischen Orts sichtbar. Die Konferenzteilnehmer erhielten mit Hilfe von ins Englische übersetzten Texttafeln, auf denen Erfahrungen und Eindrücke von ehemaligen Häftlingen abgedruckt waren, individuell erfahrbare Zugänge zum KZ-Alltag, die ganz für sich sprachen. Niemand sagte etwas, alle nahmen die Situation in den unterirdischen Räumen in sich auf und versuchten das Ausmaß des vor Ort erfahrenen Leids und der ausgeübten Erniedrigungen ansatzweise zu verstehen. Nach diesem sehr individuellen Zugang konnten die Konferenzteilnehmer einige Module der theaterpädagogischen Arbeit der Akademie für darstellende Kunst adk kennen lernen. Dabei wurden von Herrn Dr. Jahnke und seinen Studentinnen vor allem zwei Methoden hervorgehoben: Raumerfahrungen mit verbundenen Augen und Zusammenstellung von Standbildern.



Die Gruppe beim Rundgang durch Gelände und Ausstellung. F.: H. Viereck.

Nicht zuletzt die Diskussionen über Wege und Ziele der Vermittlung von Inhalten und Werten einer Gedenkstätte haben gezeigt, dass sich Professoren, Lehrer und Studenten Gedanken machen müssen über zeitgemäße Methoden und didaktische Zielrichtungen. Dabei wurde u. a. diskutiert, welche Vermittlungswege in einem Konzentrationslager, auch gegenüber den Opfern, angemessen sein können. Ist es möglich, Bedrängnis und brutale Haft, Hunger und Angst mit Hilfe von Gedichten, Gemälden oder in Form von Rap-Musik zu erarbeiten? Dürfen Standbilder und andere theaterpädagogische Module eingesetzt werden, um die heutige Generation von Jugendlichen altersangemessen und schülerorientiert an die NS-Geschichte heranzuführen? Wie wird Verantwortung für die NS-Zeit überhaupt gelehrt und erzeugt? Diese Frage stellt sich heute auch deshalb besonders spannend, weil unsere Schulen mittlerweile von vielen

Schülern mit Migrationshintergrund besucht werden, deren Geschichte auf den ersten Blick gar keine Verbindung zur NS-Zeit aufweist.

Die „Fronten“ zwischen Verfechtern einer rein aufklärerisch-kognitiven Vermittlungsform und jenen, die ganzheitlich-emotionale Herangehensweisen für unabdingbar halten, um Jugendliche heute zu erreichen, zogen sich durch alle Länder und Berufsgruppen der Konferenzteilnehmer. Ich meine: Wenn es das Verständnis erleichtert oder gar ermöglicht, einen ernsthaften und angemessenen Umgang mit der Geschichte anzustoßen und voranzubringen, und schließlich dazu beiträgt, dass eine Wiederholung der NS-Verbrechen verhindert wird, dann sind all diese Vermittlungswege richtig und die Pädagogen, die so arbeiten, sehr zu loben. Und so möchte ich abschlie-

ßend zu all den Informationen und Präsentationen mit Marius Misztal, einem der teilnehmenden Geschichts-Professoren festhalten: „We saw today a lot of brilliant methods! Thank you very much!“

Für die Konferenzteilnehmer/innen war der Ausflug nach Ulm ein tief gehendes und zum Teil ungewöhnliches Erlebnis, bei dem es um ganz aktuelle Fragen der Methodik und Didaktik von Gedenkstättenarbeit ging. Über allem steht die unzweifelhafte Aufforderung: Das darf nicht vergessen werden! Wir müssen, auch mit politischer und historischer Bildung, in der Gegenwart dafür sorgen, dass sich solches in der Zukunft niemals wieder ereignen kann.

Das Fazit der Fahrt nach Ulm lautet: Beeindruckend und sehr wichtig!

„Was geht mich Eure Geschichte an?“

Ein Projekt für Hauptschülerinnen und Hauptschüler in der Gedenkstätte Oberer Kuhberg, präsentiert auf der Gedenkfeier vom 15. November 2009

Nicola Wenge



Die Klasse 8a der Adalbert-Stifter-Schule auf dem Weg in die Gedenkstätte. F.: D. Fumy.

Im Oktober führten wir am DZOK ein pädagogisches Projekt durch, das sicherlich zu den bedeutendsten und zukunftsweisenden Schritten unserer Arbeit im vergangenen Jahr gehört. Es wurde als erster Baustein für eine interkulturelle Arbeit an der KZ-Gedenkstätte im letzten Sommer entwickelt und bei der Gedenkfeier im November 2009 vorgestellt. Den Anstoß hierfür bot die für mich – als neue Leiterin des Doku-Zentrums, die von Köln nach Ulm gekommen war – überraschende demographische Realität, dass in Ulm fast 50% aller Schülerinnen und Schüler und 80% der Hauptschüler aus Einwandererfamilien stammen. Diese Jugendlichen bringen eigene Hintergründe und Zuschreibungen zur NS-Zeit mit, wenn sie im Geschichtsunterricht oder am außerschulischen Lernort von diesem Kapitel deutscher Geschichte, von den Verbrechen vor der eigenen Haustür erfahren. Allerdings bleibt im gedenkstättenpädagogischen Alltag kaum Zeit, mehr über ihre Perspektive zu erfahren oder sie gar zum Dialog über die Vergangenheit einzuladen. Doch wenn wir diese Jugendlichen integrieren und an der Erinnerungskultur teilhaben

lassen wollen, dann müssen wir ihnen auch die Möglichkeit geben, sich aktiv und mit ihrer eigenen Sprache mit der deutschen Geschichte auseinanderzusetzen und sich zugleich damit zu beschäftigen, was die NS-Zeit ihnen heute bedeutet.

Der interkulturelle Ansatz wird derzeit an den Hochschulen und großen Gedenkstätten intensiv erforscht und diskutiert, aber für kleine Gedenkstätten ist dies oft wenig praktikabel: Uns ging es deshalb darum, ein Projekt zu entwickeln, das gerade für kleinere Gedenkstätten durchführbar ist, auch wenn wir dafür besondere Anstrengungen unternahmen und neue Partner brauchten. Methodisch war klar: Wenn wir erfahren wollen, was die Schüler bewegt, dann benötigen wir einen Ansatz, der die biographischen Hintergründe einbezieht, und eine Sprache, die die Ausdrucksformen der Jugendlichen (Rap und Handy-/Videomedien) aufgreift. Hierfür haben wir neue engagierte Partner gesucht und gefunden. Gemeinsam mit dem Hauptschullehrer Oliver Thron von der Adalbert-Stifter-Schule und den musik- und medienpädagogi-

schen Coaches Ilber Covanaj, Andrea Brendel und Doro Fumy vom Stadtjugendring entwickelten wir das methodische Rüstzeug für das Projekt.

Vom 16.-19. Oktober besuchte dann die Klasse 8a der Adalbert-Stifter-Hauptschule Ulm die Gedenkstätte. Die 19 Schüler/-innen, fast alle in Ulm geboren, aber zu 85% aus Einwandererfamilien stammend, bildeten beileibe keine homogene Gruppe. Ihre Eltern stammten mehrheitlich aus der Türkei und Exjugoslawien, aber auch aus Polen, Afghanistan, Italien und Indonesien. Drei Tage lang erkundeten sie das ehemalige KZ, vorbereitet und begleitet von Fachlehrer, Gedenkstättenpädagogin Annette Lein und Teamern. Am ersten Tag lernten sie die historischen Hintergründe kennen. Am Ende des ersten, zu Beginn des zweiten Tags, hielten die Schüler ihre Eindrücke in kleinen Texten fest, machten Aufnahmen mit Handys und Kameras vom KZ-Gelände und von den Orten, die ihnen heute wichtig sind. Sie brachten ihre Hoffnungen und Wünsche, ihre Vorstellungen von Freiheit, Familie und „Sich wehren“ in die Auseinandersetzung mit ein. Am zweiten und dritten Tag produzierte dann ein Teil der Klasse zwei Raps, deren Texte sie selbst schrieben und im Studio aufnahmen. Der andere Teil drehte einen Video-Film, beide Gruppen tatkräftig unterstützt von den Coaches, die auch die Postproduktion von Musik und Film übernahmen. So entstand in Kooperation mit den Teamern in nur drei Tagen ein sehens- und hörenswertes Ergebnis eines intensiven Lernprozesses.

Das Projekt wurde auf der zentralen Gedenkfeier des DZOK zum Volkstrauertag am 15. November präsentiert, die in diesem Jahr unter dem Thema „Gedenken im interkulturellen Austausch“ stand. Vor 300 Gästen und in Anwesenheit des Oberbürgermeisters präsentierten die Schülerinnen Musik und Film. Die Bässe des Raps dröhnten durch das ehemalige KZ, untermalt von schnell geschnittenen Video-Bildern meist in Schwarz-Weiß. Musik und Film zeigten deutlich, dass die Jugendlichen das Geschehen im

KZ und die Verbrechen des NS an sich heran gelassen haben, dass sie sich wirklich damit beschäftigt haben, was das für sie selbst heute noch bedeutet. Entsprechend lang anhaltend war der Applaus des Publikums. Und auch das Publikum selbst war bei dieser Feier eine Novität: Viele der Familienmitglieder und Freunde der Schüler betraten das erste Mal die Gedenkstätte Oberer Kuhberg, überhaupt das erste Mal eine KZ-Gedenkstätte. Für sie wurden in Anschluss an die Feier und in Kooperation mit dem Internationalen Ausschuss der Stadt Ulm mehrsprachige Führungen organisiert. So bildeten Projekt und Feier eine doppelte Öffnung der lokalen Erinnerungskultur. Diese Einbeziehung der Familien ist ein elementarer und Zukunft weisender Projektbaustein, den wir gerne ausbauen würden.

Inhaltlich bewegte die Schüler besonders die existenzielle Grenzerfahrung der Häftlinge, die im frühen KZ Oberer Kuhberg unter unmenschlichen Bedingungen inhaftiert und gefoltert worden waren. Sie waren berührt und erschrocken, dass so etwas in Ulm geschehen konnte und sie waren froh, sich nun in dem Thema Nationalsozialismus besser auszukennen. Ob diese Geschehnisse aber auch Teil ihrer Geschichte sind, darüber gingen die Meinungen auseinander: Eine Minderheit bejahte die Frage als Selbstverständlichkeit, weil sie ja hier geboren sei. Die große Mehrheit reagierte zwiespältig: emotional fühlten sie sich zwar angesprochen, aber Ulm sei einfach nicht ihre Heimat. Einzelne betonten, dass die NS-Zeit für sie gerade deshalb besonders wichtig sei, weil sie nicht aus Deutschland stammten, gerade weil ihre Familien im besetzten Europa unter den Nazis gelitten hätten. Ein Schüler antwortete in einem anonym gestellten Fragebogen: „Ich finde es wichtig, an die Nazi-Geschichte zu erinnern, weil manche von uns Großeltern haben, die wegen Adolf Hitler gestorben sind.“ Ein anderer verwies auf die eigene Bedrohung durch Fremdenfeindlichkeit und Rechtsextremismus: „Ich bin ein Ausländer und so was soll nicht mehr vorkommen, weil sonst sind wir am Arsch.“ Die Antworten der Schüler zeigen: Diese Jugendlichen sind absolut bereit, sich mit der deutschen Vergangenheit aktiv und engagiert auseinanderzusetzen, ihr Wissen mit anderen zu teilen. Woran es mangelt ist ihr Vertrauen, wirklich Teil dieser Gesellschaft zu sein.



Ein Schüler filmt das ehemalige KZ. F.: D. Fumy

Was bleibt vom Projekt für das DZOK? Zunächst einmal war es ein erster wichtiger Schritt zur Öffnung unserer Erinnerungsarbeit. Es hat gezeigt, dass es möglich ist, Hauptschülerinnen aus Einwanderungsfamilien für das Thema zu interessieren und sie zu einer gegenwartsbezogenen Auseinandersetzung einzuladen. Auch von außen gab es dafür positive Resonanz: Wir wurden gebeten, das Projekt beim Schulausschuss der Stadt Ulm und auf der Referententagung der Landeszentrale für Politische Bildung Baden-Württemberg vorzustellen. Was läge da näher, als das Projekt nahtlos weiterführen und in unsere Alltagsarbeit zu integrieren, wenn wir nur nicht an die Grenzen unserer Möglichkeiten

stießen. Das dreitägige Projekt mit den externen Partnern war mit Drittmitteln finanziert und ist mit unseren jetzigen Mitteln und Möglichkeiten nicht einfach mal so zu stemmen. Daher sind wir auf der Suche nach Partnern und Wegen, um weiterzumachen und die interkulturelle Arbeit zu verstetigen. Denn eines ist klar: Wir brauchen schon jetzt – und stärker noch in Zukunft – einen multiperspektivischen Zugang zur deutschen Vergangenheit, der unterschiedliche kollektive Gedächtnisse, Familiengeschichten und Geschichtsbilder gleichberechtigt nebeneinander stehen lässt. Eine Erinnerungsarbeit, die von der Vielfalt unserer Gesellschaft ausgeht und diese auch gut heißt.

Fortbildungsprogramm für das Gedenkstätten team

Ein Bericht von Christian Renner

Christian Renner ist seit 2009 ehrenamtlicher Mitarbeiter am DZOK und hat sich im letzten Mitteilungsheft vorgestellt. Der ausgebildete Erwachsenenpädagoge beteiligt sich aktiv an der inhaltlichen Gestaltung des neuen Fortbildungsprogramms.

Das DZOK führt seit Herbst 2009 ein neu konzipiertes Fortbildungsprogramm für ehrenamtliche Mitarbeiter durch, die Aufsichten und Führungen in der KZ-Gedenkstätte am Oberen Kuhberg übernehmen. Der Grundstock hierfür wurde nach dem Leitungswechsel bei dem Perspektivgespräch mit den Vereinsmitgliedern im Juli 2009 gelegt. Ziel dieser Seminarreihe ist zum einen die Steigerung der fachlichen Kompetenz der Ehrenamtlichen und deren Wissensweiterung über die Geschehnisse und Begebenheiten im ehemaligen Konzentrationslager am Oberen Kuhberg. Zum andern soll durch die gemeinsamen Veranstaltungen auch das Team besser zusammenwachsen. Es ist ja das Besondere an unserer Erinnerungsarbeit, dass in der KZ-Gedenkstätte ganz unterschiedliche Menschen freiwillig, ehrenamtlich und vor einem ganz unterschiedlichen persönlichen Hintergrund Aufsichten und Führungen anbieten: Bei den aktiven Guides reicht das Altersspektrum vom 16-jährigen Dzokki bis zum 84-jährigen Zeitzeugen. Es gibt Neudazugekommene wie mich und alte Hasen; Menschen, die als Lehrer gewohnt sind, vor Gruppen zu sprechen und andere, für die dies ungewohnt ist. Menschen, die durch Studium und Beruf mit Geschichte vertraut sind und andere, die sich dem Thema als „Autodidakten“ annähern. Da gibt es schon einigen Austauschbedarf, wie ich selbst als relativer Neuling unterstreichen möchte.

Das bisherige Fortbildungsprogramm umfasste neben einer Exkursion in das Museum zur Geschichte der Juden und Christen in Laupheim und einem Besuch der KZ-Gedenkstätte Leonberg, wo wir ein intensives Gespräch über Perspektiven und Probleme der Gedenkstättenarbeit führten, vier

Veranstaltungen vor Ort: In zwei Halbtagesseminaren gab der langjährige Leiter des DZOK, Silvester Lechner, am 28. November 2009 und 29. Januar 2010 sein vielfältiges Wissen an die Guides und Aufsichten weiter, wobei er stets auch die Einbettung in den historischen Gesamtkontext berücksichtigte. Solide Kenntnisse über Fakten, Berichte, Exponate und Quellen, die in Bezug zum KZ Oberer Kuhberg stehen, sind eine unerlässliche Grundlage, um die Besucher der Gedenkstätte seriös über die Ulmer KZ-Vergangenheit aufzuklären. Gleichzeitig müssen wir uns als Guides bewusst sein, dass es Wissenslücken und auch konkurrierende Erzählungen zu einzelnen Tatbeständen gibt, mit denen wir offen und transparent umgehen sollten.

Nicola Wenge, die neue Leiterin, und Gedenkstättenpädagogin Annette Lein legen jedoch großen Wert darauf, dass es bei Führungen in der Gedenkstätte nicht um die bloße Wissensvermittlung geht, sondern stets die Ausstellung, die Besucher und der Guide in einer engen Wechselwirkung zueinander stehen. Deshalb haben auch Fortbildungsveranstaltungen, die sich insbesondere mit methodischen und didaktischen Aspekten der Vermittlung beschäftigen, einen hohen Stellenwert. Hierzu entwickelten wir gemeinsam, da ich als Erwachsenenpädagoge einige Erfahrung in kommunikativer und aktiver Wissensvermittlung mitbringe, die Guideschulung „10 Punkte für eine gute Führung“, die einen ganzheitlichen Ansatz verfolgt. Weil der angebotene Termin von vielen Guides nicht wahrgenommen werden konnte, werden wir dieses Angebot noch einmal nachholen.

Um dem gegenwärtigen Lebensweltbezug der Thematik gerecht zu werden, fand außerdem am 22. April 2010 in der Büchse 13 ein lebendiger und informativer Vortrag mit Praxisbeispielen zum Thema „Handlungsstrategien gegen Alltagsrassismus und rechte Sprüche“ mit Hanspeter Killguss von der Info- und Bildungsstelle gegen Rechtsextremismus Köln statt.



Teil des Fortbildungsprogramms: Exkursion nach Laupheim vom 13.9.2009, Foto: B. Heinze

Aufgrund der hohen Relevanz für die Ehrenamtlichen-Arbeit des DZOK sind weitere Schulungen dieser Seminarreihe in den nächsten Monaten geplant. Für mich sind diese Angebote eine wichtige Chance, meinen Bezug zur Gedenkstätte zu vertiefen, neue Perspektiven kennen zu lernen und mit anderen Menschen darüber ins Gespräch zu kommen, was wir mit unserer Arbeit eigentlich bezwecken und wie wir sie am besten umsetzen. Sie dient also der eigenen Vergewisserung ebenso wie dem fachlichen Dazulernen und ist damit eine wirkliche Bereicherung. Und so möchte ich diesen Artikel nicht nur damit schließen, für die Fortbildungsreihe zu werben, sondern ganz allgemein zur ehrenamtlichen Mitarbeit am DZOK aufzurufen: Wir brauchen engagierte Menschen, die Lust haben, sich in die Auseinandersetzung mit der NS-Zeit in der Region einzubringen! Herzlich willkommen zur Mitarbeit!

„Zeit für eine Zwischenbilanz“ Seit September arbeitet unser ASF-Freiwilliger Tobias Edling im Dokumentationszentrum



Tobias an seinem Schreibtisch im Büro des DZOK. F.: N. Wenge

Annette Lein im Gespräch mit Tobias über sein Jahr im DZOK, die Erfahrungen in Ulm und zur Zukunft des Gedenkens. Wir möchten uns an dieser Stelle noch einmal besonders bei den Menschen bedanken, die Tobias' Mitarbeit am DZOK mit ihren Geldbeiträgen ermöglicht haben.

Haben sich deine Erwartungen an das FSJ erfüllt?

Sogar mehr als das. Ich bin einfach froh darüber, viele Sachen, die im Aufgabenbereich des DZOK liegen, ausprobieren zu können. Der positive, offene Eindruck, den ich bei meinem ersten Besuch in Ulm im Juni 2009 gewonnen habe, hat sich über das Jahr hinweg bestätigt. Es gab hier einfach auch mehr zu entdecken, als ich anfänglich geglaubt habe. Dass ich z.B. Archivrecherchen machen konnte, hatte ich vorher nicht wirklich auf dem Schirm. Besonders schön habe ich empfunden, dass ich Zeit und Möglichkeit hatte, mich selbst weiterzubilden.

Was waren denn deine konkreten Tätigkeiten?

Während meines FSJ habe ich viele verschiedene Sachen gemacht. Zu

einem habe ich, vor allem SchülerInnen-Gruppen, durch die Gedenkstätte geführt. Auf der anderen Seite habe ich z. B. in verschiedenen Fällen Zuarbeiten für Vorträge oder Veranstaltungen durch eine Archiv- und/oder Bibliotheksrecherche gemacht. Darüber hinaus habe ich auch die dzokkis angeleitet und mit ihnen ein Projekt zum Thema NS-„Euthanasie“ gestaltet, Treffen durchgeführt und z. B. auch eine Berlinfahrt unternommen.

Wie sahen die Highlights deiner Dienstzeit aus?

Es gab während meiner Dienstzeit viele interessante Veranstaltungen und Ereignisse, die mir sehr gefallen haben. Die Gedenkstunde am Volkstrauertag zählte dazu, da ich die Stimmung dort sehr interessant und das Programm ansprechend fand. Auch die Berlinfahrt mit den dzokkis im April war schön, zum Einen, weil ich natürlich zurück in eine Region gefahren bin, in der ich fast immer gelebt habe, zum Anderen, weil ich auf dieser Fahrt auch Dinge gesehen habe, die ich vorher nicht kannte. Berlin mit den Augen der dzokkis zu sehen, war für mich ziemlich interessant. Wichtig waren für mich auch die Begegnungen mit den verschiedenen Ehrenamtlichen, die im DZOK aktiv sind. Mich mit ihnen über ihre eigene Zugänge, Motivationen und persönliche Hintergründe zu unterhalten, war sehr bereichernd.

Was hast du eigentlich an konkreten Interessen mitgebracht? Hast du vorher schon etwas mit dem Nationalsozialismus am Hut gehabt?

Die NS-Geschichte und die Geschichte der Konzentrationslager habe ich eher auf größerer Ebene wahrgenommen, mich haben insbesondere Organisationsstrukturen interessiert. Dieser globale wurde durch einen regionalen Blick in Bezug auf Ulm erweitert. Die stärker regional geprägte Wahrnehmung des Nationalsozialismus hat wiederum dazu geführt, dass ich mich vergleichend mit NS-Geschichte in Berlin/Brandenburg und den frühen Lagern dort auseinandersetzen konnte. Ebenso hat mich vorher die Geschichte der ArbeiterInnen-Bewe-

gung interessiert, insbesondere deren anarchistischer Teil. Deswegen war es für mich sehr interessant herauszufinden, dass es im KZ Oberen Kuhberg mit Walter Reede auch ein Mitglied der anarcho-syndikalistischen FAUD (Freie Arbeiterunion Deutschlands) gab und Recherchen zu seinem Werdegang nach 1945 durchzuführen.

Da ich ein politischer Mensch bin, folgte mein Engagement und mein Zugang zu dem Thema aus einer politischen Motivation und der Überzeugung, mit Gedenkstättenarbeit Geschichte weiterzugeben und die Menschen entsprechend zu sensibilisieren, wenn ihnen menschenfeindliche Ansichten in ihrer Umgebung begegnen.

Inwieweit hat sich dein Blick auf Ulmer Geschichte und Gesellschaft während deines Jahres hin verändert?

Das ist eigentlich nicht ganz einfach zu beantworten. Als ich nach Ulm kam, wusste ich weder über die Stadt, die Region oder gar deren Geschichte sonderlich viel. Ich hatte bei meiner Bewerbung allerdings angenommen, dass sich Potsdam und Ulm/Neu-Ulm gleichen würden, da die EinwohnerInnenzahl der beiden Städte zusammen genommen fast genauso groß wie die von Potsdam ist. Die Unterschiede waren aber dann doch für mich wahrnehmbar. Zwar halte ich absolute Aussagen über Mentalitätsunterschiede für nicht sonderlich hilfreich, um eine Stadt oder gar andere Regionen und Länder zu verstehen, tatsächlich gibt es aber Unterschiede, die meistens eher nette Anekdoten sind, manchmal aber eben auch historische Gründe haben. Als ein Beispiel könnte ich anführen, dass sich über die Jahre hier nicht eine linke Alternativ- und Jugendkultur gehalten hat, ob nun in selbst verwalteten Häusern, Kneipen- oder Buchladenkollektiven, wie es sie in Potsdam noch gibt. In Ulm gab es logischerweise aber auch nicht die Phase zwischen Mauerfall und Wiedervereinigung am 3. Oktober 1990, in der viele leer stehende Häuser besetzt und so auch eine solche Szene entstand. Diese Ausführungen weisen aber auch etwas anderes hin: meine Wahrnehmung von Ulm und der Region hat gleichzeitig auch meinen Blick für die Region geschärft, aus der ich komme. Das gilt für die unterschiedlichen geschichtlichen Prägungen im Allgemeinen und für die Geschichte des Nationalsozialismus im Besonderen.

Du hast ein Jahr in der Gedenkstätte mitgearbeitet. Mit dem Ende der ZeitzeugInnenschaft stellt sich die Frage, wie das Gedenken weiter gestaltet werden soll ...

Das Gedenken an den Nationalsozialismus wird mit dem Ende der Zeitzeugenschaft nicht seinen Endpunkt finden. Es wird aber eine Veränderung stattfinden. So wurde in den letzten Jahren sichtbar, dass in der politischen Debatte der Nationalsozialismus nicht mehr als etwas aufgefasst wurde, was die Re-Etablierung eines deutschen Patriotismus behindert. Vielmehr wurden der Nationalsozialismus und das Erinnern in eine sich neu konstituierende deutsche Identität integriert. Ich sehe diese Entwicklung sehr kritisch, da die Ritualisierung des Gedenkens sich schnell entleeren kann und universell wird und keinen wirklichen Bezug mehr zu Geschichte und Ort hat. Gerade nach dem Ende der Zeitzeugenschaft ist es viel nötiger, dass Menschen Anstöße gegeben werden, kritisch nachzufragen, da sonst das differenzierte Wissen über den Nationalsozialismus abflacht

und wieder ein Geschichtsbild aus der Versenkung auftaucht, das die individuelle Täterschaft auf einzelne Führungspersonen reduziert und das Funktionieren von Herrschaftsstrukturen bis in untere Ebenen ausblendet. Deswegen müssen Gedenkstätten Antworten finden, wie verhindert wird, dass Gedenken nicht nur etwas passiv-konsumierendes ist, sondern auch Personen aktiviert.

Wie sieht deine berufliche/persönliche Perspektive aus?

Ich möchte Geschichte und Erziehungswissenschaften in Berlin studieren. Das FSJ im DZOK hat mir in diesem Sinne eine wertvolle Orientierungshilfe gegeben. Was mit mir nach dem Studium passiert, weiß ich noch nicht genau.

Zum Abschluss: Wie sehen deine Wünsche für die Zukunft des DZOK aus?

Für das DZOK wünsche ich mir, dass es seinen jetzigen Charakter und seine Offenheit als BürgerInnenprojekt behält, ob nun für Jugend-



Tobias mit Annette Lein und einigen dzokkis im April 2010. F.: P. Reinholz

liche oder Senioren, und ihnen ihre eigenen Zugänge zu den verschiedenen Arbeitsbereichen ermöglicht. Ansonsten denke ich, dass dem DZOK die Arbeit nicht ausgehen wird: Die Recherchen, die ich z. B. zu Walter Reede gemacht habe, haben mir gezeigt, wie viele Lücken es in der Überlieferung noch gibt. Deswegen hoffe ich, dass es dem DZOK bald gelingt, die Stelle eines Archivars/Dokumentars zu schaffen.

Hans Rentschler: „Grafeneck“ – eine Erfahrung von 2002 wirkt nach

Alfons Forster

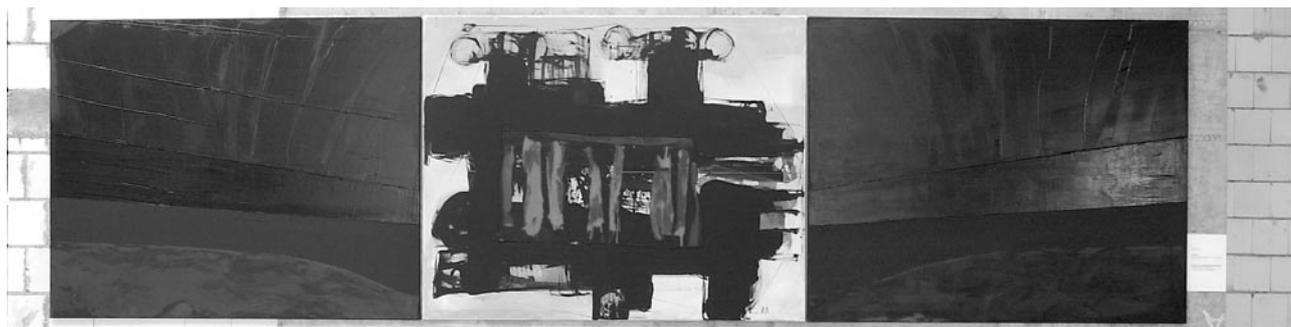
Unser neues Vereinsmitglied Alfons Forster, Betriebsseelsorger in Ulm, schickte uns zum Thema „Euthanasie“ einen kurzen Artikel, in dem er die Hintergründe eines Triptychons erläutert, das seit dem 1. Mai 2009 leihweise im Haus der Gewerkschaften in Ulm hängt:

In 2002 realisierte Hans Rentschler im Rahmen des größeren „projekt Arbeit“ der Betriebsseelsorge Göppingen, bei dem verschiedene Dimensionen von Arbeit über die Sinne zugänglich gemacht werden sollten, das abgebildete Triptychon (6 x 2,5 m).

Meine erste Assoziation: Verbren-

nungsmotor. Der Titel ‚Grafeneck‘ sagte mir damals (noch) nichts. Der Zusatz ‚Prototyp des Verbrennungsofens von Auschwitz‘ sprach dann aber Bände. Und der Künstler selbst erklärte, warum er das Bild gemalt hat: „Aufgewachsen bin ich in der Nachbarschaft des Christophsbads, der Psychiatrie in Göppingen. Damals wurden Bewohner des Christophsbads mit dem sog. Grauen Bus abgeholt. In der Familie wurde über die Vorgänge gesprochen, die mich beunruhigt haben. Darin liegt auch die Motivation für das Bild“, so Hans Rentschler. Am Ende waren es über 10 000 (geistig) behinderte Menschen, die in Grafeneck und anderen Orten im Rahmen der Euthanasie-Aktion als

lebensunwert getötet wurden. Seit dem 1. Mai 2009 ist das Triptychon nun im Haus der Gewerkschaften in Ulm zu sehen. Im Zuge der Kampagne gegen den geplanten Aufmarsch der NPD-Jugendorganisation am 1. Mai 2009 war die IG Metall Ulm dankenswerterweise bereit, das Bild im eigenen Haus aufzuhängen: die schweren, in tiefdunklem Violett (der Schuld und Sühnefarbe) gehaltenen Flügel verdeutlichen einerseits den Schmerz, die Trauer, die Ratlosigkeit und den notwendigen Protest gegen die Verbrechen damals, andererseits auch die Provokation, wie viel Arbeit von Menschen auch heute faktisch zur Vernichtung von Leben ge- und auch missbraucht werden kann.



Triptychon. Foto: A. Forster

Auszeichnungen für das DZOK

Seit dem letzten Mitteilungsheft hat das Doku-Zentrum in verschiedenen Bereichen Auszeichnungen für seine Arbeit erhalten.

Nicola Wenge, Silvester Lechner

Am 6. November 2009 gab der polnische Botschafter in Deutschland, Dr. Marek Prawda, in der polnischen Botschaft in Berlin für Silvester Lechner einen Empfang, an dem ca. 50 Gäste teilnahmen. Nachdem Lechner (zusammen mit Ilona Walosczyk) schon im Jahr 2007 einen vom polnischen Staatspräsidenten unterzeichneten Verdienstorden erhalten



Silvester Lechner im Gespräch mit dem polnischen Botschafter Marek Prawda, Foto: A-DZOK

hatte, war dies die zweite offizielle Ehrung für seine Verdienste um die Verbesserung des deutsch-polnischen Verhältnisses. Lechner hatte als DZOK-Leiter in den Jahren 1996/97 160 ehemalige polnische Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter nach Ulm eingeladen und ihre Erinnerungen in dem Buch „Schönes, schreckliches Ulm“ publiziert. Die erneute Ehrung war auf Initiative von Halina Rometzki, die während des Zweiten Weltkrieges Zwangsarbeiterin in Ulm war und an dem Besuch 1997 teilgenommen hatte, zustande gekommen.

Eine weitere Einladung nach Berlin erfolgte im April diesen Jahres: Kulturstaatsminister Bernd Neumann lud am 19. April 2010 Überlebende des Holocaust sowie ausgewählte



Nicola Wenge, Bernd Neumann und Wolfgang Keck

Vertreter von KZ-Gedenkstätten in das Bundeskanzleramt zu einem Gespräch ein. Auch Nicola Wenge und Wolfgang Keck vom DZOK waren gebeten worden, als „Experten vor Ort“ mit dem Minister grundlegende Fragen und Herausforderungen der Erinnerungspolitik in Deutschland zu erörtern. An dem Gespräch nahmen die Präsidenten der internationalen Häftlingskomitees aus Auschwitz, Bergen-Belsen, Dachau, Mittelbau-Dora, Sachsenhausen und Ravensbrück teil. Vertreten waren außerdem drei kleine Gedenkstätten, die sich nach Neumann durch ihre hervorragende Arbeit und bürgerschaftlichen Wurzeln auszeichneten. Es handelte sich hierbei um die Gedenkstätte SS-Sonderlager/KZ Hinzert aus Rheinland-Pfalz, die niedersächsische Dokumentations- und Gedenkstätte Sandbostel und das DZOK, Ulm.

Und schließlich erhielt der Radiobeitrag „Die dzokkis und die KZ-Gedenkstätte Oberer Kuhberg“ von Radio free FM am 3. Mai den Medienpreis 2010 der Landesanstalt für Kommunikation BW in der Kategorie „Nichtkommerzielle Veranstalter, Hochschulen, Ausbildungseinrichtungen“. Die Texte für den 9-Minuten-Beitrag schrieben und sprachen die Mitglieder der Jugendgruppe selbst. Sie thematisieren darin die Geschichte des frühen Württembergischen Landes-Konzentrationslagers und stellen sich mit ihren Zielen vor. Entwickelt und produziert wurde die Folge von Julia Turell und Sascha Klammt aka Quasi Modo (Kinderzimmer Productions). Aus der Jurybegründung: „Ein sehr schwieriges Thema wird hier journalistisch professionell und sehr aufwändig



Verleihung des Preises an Sascha Klammt, Julia Turell und Tim Walter von den Dzokkis. Foto: P. Reinholz

und vielseitig präsentiert. Einbezogen werden zahlreiche Originaldokumente sowie viele Hintergrundinformationen. Auch der Bezug zur Gegenwart wird hergestellt durch die Vorstellung des Engagements der Jugendgruppe dzokkis, die sich um die Gedenkstätte kümmert und sich politisch u. a. gegen aktuelle rechtsradikale Tendenzen wendet.“

Oscar Wahl – Die Weiße Rose – Neue Gedenkstätte Martin-Luther-Kirche – 10 Jahre Denkstätte Weiße Rose – Der Verein „Weiße Rose Stiftung“ in München – Der 90. Geb. Elisabeth Hartnagel – Stiftung Erinnerung Ulm: 7. Jahrestag – „Briefe aus Chicago“ – Zwangsarbeit: Internationale Ausstellung Zwangsarbeit – Ausstellung Projektgruppe Zwangsarbeit ländlicher Raum – ARD-Film Settele – Brief aus Polen – Bitte um Hilfe – Der neue FSJ-ler – Georg-Elser-Denkmal Königsbrunn – Eröffnung KZ-Gedenkstätte Hailfingen/Tailfingen – Blinde im Nationalsozialismus – 100 Jahre Naturfreunde Stuttgart – Bildungsreise Gurs LpB – Ulmer Juden in New York

Oscar Wahl (1901-1962) ...

... ist ein Kuhberghäftling, der uns bisher unbekannt war. Das aktive KPD-Mitglied aus Schwäbisch-Gmünd war von November 1933 bis kurz vor Weihnachten 1934 in Ulm inhaftiert. Wir erfuhren von ihm durch seine Tochter Anita Siemann-Wahl, die im vergangenen Herbst erstmalig die Gedenkstätte besuchte und einige Wochen später ausführlich über die Haftumstände und Traumatisierungen des Vaters berichtete. Sie stellte uns ihre Familiengeschichte vor, die von den Haftjahren Jahrzehnte überschattet blieb und überließ uns Fotos und Dokumente. Ihr Beispiel zeigt, dass Familienangehörige unser Wissen über die Häftlinge auch jetzt noch maßgeblich erweitern. Wir verbinden diese Nachricht mit der Bitte an alle Leserinnen und Leser, sich mit uns in Verbindung zu setzen, wenn sie noch Quellen zum KZ Kuhberg oder zur NS-Zeit in der Region besitzen! (Nicola Wenge)

Unsere Sammlung zur Weißen Rose ...

... erfuhr eine wertvolle Bereicherung durch den Bestand Irmgard Keßler, geborene Elmer. Frau Keßler, am gleichen Tag wie Inge Scholl, am 11. August 1917, in Ulm geboren, kam mit der Familie Scholl (insbesondere zu Inge, Hans und Elisabeth sowie zur Mutter Scholl) gleich nach deren

Umzug nach Ulm im Jahr 1932 in engen Kontakt. Frau Keßler (genannt „Irmis“) wurde von Silvester Lechner befragt und stellte unserem Archiv wichtige Informationen und Dokumente zu den Ulmer „Jungmädeln“ in der „Hitlerjugend“, zur Familie Scholl und zur eigenen Biografie zur Verfügung. Es handelt sich vor allem um Fotos, gedruckte Dokumente und private Aufzeichnungen. (NW)

Eine neue Gedenkstätte zur Weißen Rose in der Ulmer Martin-Luther-Kirche ...

... wurde am 27. März eröffnet. Eine kleine Ausstellung in der Kirche erinnert an den Ulmer Gymnasiastenkreis um Franz Josef Müller und Hans Hirzel, den Sohn des Pfarrers der Luther-Gemeinde. Die Ulmer Schüler hatten in der Pfeifenkammer der Kirche Flugblätter der Weißen Rose versteckt und für den Versand vorbereitet. Die Ausstellung, mit Unterstützung des DZOK vorbereitet, zeigt Bilder und Zitate des Schülerkreises. Eine Hörstation auf der Orgelempore bringt Ausschnitte aus den Verhören der Unterstützer, die im zweiten Weiße-Rose-Prozess vom 19. April 1943 zu mehrjährigen Gefängnisstrafen verurteilt wurden. Bei der Eröffnungsfeier befragten Schüler/innen des Scholl-Gymnasiums Zeitzeugin Suse Zeller-Hirzel zu ihren damaligen Beweggründen und Aktionen. In Ulm gibt es neben der vh, dem Doku-Zentrum und dem Geschwister Scholl Haus in der Olgastraße 139 nun einen vierten Erinnerungsort, der an das Erbe der Weißen Rose erinnert. (NW)

Das 10-jährige Jubiläum der Ulmer Denkstätte Weiße Rose ...

... wurde mit einem gut besuchten und interessanten Festabend am 23. Februar in der vh begangen. Gastrednerin war Barbara Beuys, die aus ihrer neuen und viel beachteten Biographie zu Sophie Scholl las (vgl. auch die Rezension zum Buch auf S. 29) Aus gesundheitlichen Gründen konnte Franz Josef Müller, Ehrenvorsitzender des Vereins Weiße Rose Stiftung e.V., leider nicht persönlich anwesend sein. Dr. Dagmar Engels, Leiterin der vh, verlas sein Grußwort. (NW)

Der Verein „Weiße Rose Stiftung“ in München ...

..., über seinen Mitbegründer, dem gebürtigen Ulmer Franz Josef Müller, seit drei Jahrzehnten dem DZOK eng verbunden, hielt am 19. März seine Mitgliederversammlung ab. Dabei wurde Professor Wolfgang Huber, geboren 1939, Sohn des 1943 hingerichteten Weiße-Rose-Mitglieds Prof. Kurt Huber, zum Zweiten Vorsitzenden gewählt. Von ihm erschien 2009 das Buch „Kurt Huber vor dem Volksgerichtshof“. Nach dem Tod von Anneliese Knoop-Graf im August 2009 war die Wahl nötig geworden.



Heiner Guter (geb. 1925) vor der Ausstellungstafel in der Münchner Gedenkstätte, die ihn als Schüler zeigt. F.: S. Lechner

Satzungsgemäß soll ein Mitglied aus dem verwandtschaftlichen Umfeld der „Weißen Rose“ im Vorstand vertreten sein. Die 2009 neu gewählte Erste Vorsitzende, Dr. Hildegard Kronawitter, hat noch für dieses Jahr einen Besuch in Ulm angekündigt. Der Verein (www.weiße-rose-stiftung.de) betreibt im Untergeschoss des Hauptgebäudes der Universität München, in unmittelbarer Nähe des „Lichthofs“, in dem Hans und Sophie Scholl am 18. Februar 1943 ihr letztes Flugblatt verbreitet hatten, eine Gedenkstätte. Dort war am 16. November 2009 eine Ausstellung über Hans Scholl eröffnet worden. Bei der Eröffnung waren u.a. Franz Joseph Müller und Heiner Guter anwesend. Sie gehörten zu denjenigen Schülern des Ulmer Gymnasiums, die im zweiten Weiße-Rose-Prozess vom 19. April 1943 zu Gefängnisstrafen verurteilt worden waren. (Silvester Lechner)

Elisabeth Hartnagel, geborene Scholl ...

... feierte am 27. Februar an ihrem Wohnort Stuttgart ihren 90. Geburtstag; das DZOK war unter den Gratulanten. Elisabeth Hartnagel ist

das letzte lebende Mitglied der fünf Geschwister. Sie war die „Mittlere“ und wurde zwischen Hans und Sophie Scholl geboren. Sie war mit Fritz Hartnagel, dem ehemaligen Wehrmachts-Offizier und späteren aktiven Kriegsgegner, verheiratet. Trotz ihres hohen Alters gibt sie gelegentlich – insbesondere jungen Menschen – Auskunft über ihr Elternhaus und ihre Geschwister. Dass Elisabeth Hartnagel bei erträglicher Gesundheit dazu noch lange Kraft und Lust hat, wünschen wir von Herzen. (SL)

Der 7. Jahrestag der Stiftung Erinnerung Ulm ...



Regisseur Michael Verhoeven (2. v.l.) mit Mitgliedern des Stiftungsvorstands und Stiftungsrats am 14. Februar 2010, dem 7. Jahrestag der Stiftung Erinnerung Ulm. F.: Ch. Loyal

... fand am Sonntag, den 14. Februar, statt. Ilse Winter und Wolfgang Keck berichteten für den Stiftungsvorstand über die inhaltliche und finanzielle Entwicklung der Stiftung im Jahr 2009, die trotz der Wirtschaftskrise nicht gelitten hat und wieder zahlreiche Projekte unterstützen konnte. Außerdem wurden die geplanten Förderprojekte für 2010 vorgestellt. Zu Gast war in diesem Jahr Regisseur Michael Verhoeven, der sich in seinen Filmen über Jahrzehnte mit der NS-Geschichte und dem Umgang mit ihr beschäftigte und bis heute wichtige Impulse für aktuelle Erinnerungsdebatten bietet. Die Stiftung Erinnerung Ulm, das DZOK und das Obscura Kino präsentierten die auf der Stiftungsfeier vorgestellten Filme als Retrospektiv-Reihe im Obscura. (NW)

„Briefe aus Chicago“ – ...

... so lautet der Titel des Film- und Ausstellungsprojekts von Sibylle Thiedemann, das Schulen und andere Institutionen ab sofort über die Stiftung Erinnerung Ulm und das DZOK entleihen können. Ausstellung und Film zeichnen ein eindrucksvolles Porträt von Gustav (geb. in Ulm, 1912-2004) und Lore Frank (geb. Hirsch, geb. 1917 in Ulm), einem jüdisch-schwäbischen Paar, das noch 1940 in die USA emigrieren konnte. Die beiden heirateten 1943 in Chicago, wo sie ein neues Leben aufbauten. Sibylle Thiedemann hat aus den Aufnahmen des leidenschaftlichen Amateurfotografen Gustav Frank, der als amerikanischer Soldat 1945 auf der Suche nach seiner Familie nach Deutschland zurückkehrte, eine Ausstellung komponiert. Der Film beruht auf historischen Fotos, persönlichen Dokumenten und vor allem den berührenden Zeitzeugenaussagen des Ehepaars Frankel, die über ihre Zeit in Ulm ebenso berichten wie über ihr Leben im Exil. Nähere Informationen zu Inhalten und Entleihmodalitäten über das DZOK, Tel.: 0731-21312 (NW)

Internationale Ausstellung zu NS-Zwangsarbeit ...

... „Die Deutschen, ihre Zwangsarbeiter und der Krieg“ so lautet der Titel der bislang größten Ausstellung zum Thema NS-Zwangsarbeit, die am 27. September 2010 im Jüdischen Museum Berlin eröffnet wird. Die internationale Wanderausstellung bettet die Geschichte der Zwangsarbeit erstmals umfassend auch in den europäischen Gesamtzusammenhang ein und thematisiert die Folgen nach 1945. Das Projekt wird von der Stiftung Gedenkstätten Buchenwald und Mittelbau-Dora erarbeitet und von der Stiftung Erinnerung Verantwortung Zukunft (EVZ) finanziert. Projektkoordinator Jens Schley war bei seinen Recherchen für die Ausstellung auch mehrfach im Archiv des DZOK, denn das letzte Ausstellungskapitel basiert auf Quellen, die aus dem DZOK-Projekt der Einladung von 160 ehemaligen polnischen Zwangsarbeiter/innen (1996/97) stammen. Jens Schley wird im nächsten Mitteilungsblatt

genauer hierüber berichten. Weitere Informationen findet man unter www.ausstellung-zwangsarbeit.org. (NW)

Die Ausstellung „Städtedreieck unterm Hakenkreuz – NS-Zwangsarbeit im ländlichen Raum“ ...

... wurde am 27. Februar im bayrischen Burglengenfeld eröffnet. Das vom DZOK unterstützte Ausstellungsprojekt zur Zwangsarbeit in der ländlichen Oberpfalz will zur weiteren Auseinandersetzung mit der lokalen NS-Vergangenheit anregen und dafür eintreten, dass die Erinnerung an die Opfer bewahrt wird. Die „Projektgruppe Zwangsarbeit“ richtet den Blick auch auf die Profiteure wie Friedrich Flick und seinen verblüffenden Wiederaufstieg in den 1950er Jahren. Ziel der Pilotausstellung ist es, ein Modell für viele andere ländliche Regionen in Deutschland zu schaffen, die ebenfalls noch größere Lücken in der historischen Aufarbeitung der eigenen NS-Geschichte haben. Viel Erfolg hierbei! (NW)

Die Freundschaft zwischen zwei jugendlichen russischen Zwangsarbeitern und einem Ulmer Jugendlichen im Zweiten Weltkrieg ...

... ist Thema eines Films im Auftrag der ARD. Regisseur Heribert Schwan erzählt die ungewöhnliche, bis heute anhaltende Freundschaft des 15-jährigen Ulmers Reinhold Settele (heute 82) und des 17-jährigen russischen Zwangsarbeiters Boris Pryadchenko (84), der 1942 in seiner Heimatstadt Belgorod verhaftet und zur Zwangsarbeit nach Ulm verschleppt worden war. Die Geschichte der verbotenen und gefährlichen Freundschaft (zu der auch ein weiterer russischer jugendlicher Zwangsarbeiter, Leonid Tarassiewitsch, gehörte) wird derzeit an Originalschauplätzen verfilmt. Der Film wird nach Fertigstellung, voraussichtlich 2011, nicht nur im Fernsehen, sondern auch in einem Ulmer Kino gezeigt. Die Freundschaft von Pryadchenko und Settele war von ihnen schon im November 2000, im Rahmen der traditionellen Gedenkfeier des DZOK, dargestellt worden. (SL)

Einen Brief an das DZOK ...

... schrieb Jadwiga Bartzak, ehemalige Zwangsarbeiterin in den Telefunken Werken Litzmannstadt/Ulm-Wilhelmsburg aus Lodz, am 10.3.2010, den wir veröffentlichen wollen.

Liebe deutsche Freunde, ich bedanke mich sehr herzlich für Ihren Weihnachtsbrief. Ich freue mich sehr, dass Herr Silvester Lechner eine würdige Nachfolgerin gefunden hat, die seine lobenswerte Arbeit zur Verständigung zwischen Polen und Deutschen fortsetzt. Mit viel Freude habe ich erfahren, dass unser Botschafter die Arbeit von Silvester Lechner und sein Engagement für die deutsch-polnische Versöhnung gewürdigt hat. Ihre Institution tut viel Gutes, um ein friedliches und tolerantes Europa zu schaffen. Sie wissen genau, dass die Polen und vor allem wir, Kinder, die man der Familie entrissen und nach Deutschland zur Zwangsarbeit deportiert hat, viele Grausamkeiten erlebten. Ich war 13, als ich bei Telefunken in Litzmannstadt zu arbeiten begann und 14, als man mich mit den Werken nach Ulm deportiert hat. Ich erlebte dort viele tragische Momente, Hunger, Kälte, Bombardierungen, Feuer und Angst. Die Bilder bleiben für ewig in meinem Gedächtnis und obwohl ich sie gerne löschen würde – es geht nicht. Meine Psyche ist für immer belastet. Darum, als ich nach vielen Jahren Ihrer Einladung folgend nach Ulm kam, wurden die tragischen Erinnerungen und Erlebnisse lebendig.

Ich bekam einen Schwächeanfall und einen Herzinfarkt. Ein paar Wochen befand ich mich in ärztlicher Behandlung im Krankenhaus in Ulm. Ich war von guten Menschen umgeben und erlebte sorgsame Betreuung; jeden Tag erfuhr ich nur Gutes und ich bedanke mich sehr herzlich dafür. Mein Dank gilt den Ärzten, Krankenschwestern und allen, die mir geholfen haben, meine Erkrankung zu überwinden. Langsam kam die Genesung, doch selbstverständlich plagten mich andere altersbedingte Krankheiten - am 22. August werde ich 80 Jahre alt. Ich wünsche allen Mitarbeitern und Freunden des Doku-Zentrums eine erfolgreiche Arbeit, viel Gesundheit, Zufriedenheit und alles alles Gute für das Jahr 2010.

Jadwiga Bartzak
(Übersetzung: Ilona Walosczyk)

Bitte um Hilfe ...

... Mitte Februar haben wir einen Hilfe-Ruf aus Polen bekommen, den wir auch schon in unserem Nachrichtendienst veröffentlicht hatten. Da wir daraufhin keine Reaktion erhielten, veröffentlichen wir ihn hier noch einmal mit der Bitte um Euer/Ihr Engagement: Frau Annamaria Kowalczyk aus Debica (Südostpolen) schrieb uns: „Im Jahr 2004 hat sich mein Mann an Sie gewandt und um Hilfe gebeten. Er ist am 22. Juli 2009 gestorben. Ich befinde mich in einer sehr schweren finanziellen Lage. Ich bin krank und brauche Hilfe. Vielleicht könnten Sie mir helfen? Ich habe niemanden, der mir helfen kann“. Der verstorbene Mann von Frau Kowalczyk, Michal Kowalczyk, wurde als 6-jähriges Kind mit seinen Eltern 1940 aus Debica nach Ulm verschleppt. Die Familie hat bei einem Bauer irgendwo in Süddeutschland gearbeitet. Michal Kowalczyk hatte sich 2004 an uns gewandt, er brauchte damals ein Blutdruckmessgerät. Das hat eine unserer ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen gespendet. Jetzt ist er gestorben und seine Frau braucht Hilfe und bittet: „Nach dem Tod meines Mannes verschlechterte sich meine Gesundheit.“



Jadwiga Bartzak (2. v.r.) als Teilnehmerin des Versöhnungs-Besuchs ehemaliger polnischer Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter in Ulm im April 1997. F.: I. Slegl

Ich warte auf eine OP. Das Leben in Polen ist sehr schwer, darum bitte ich Sie um Hilfe“. Wer Frau Kowalczyk mit einer finanziellen Spende oder auch mit einem Lebensmittelpaket helfen möchte, wende sich bitte an das DZOK. (NW)

Markus Stohrer heißt der neue Zivi ...



... der ab September 2010 für ein Jahr als „Freiwilliger“ der „Aktion Sühnezeichen Friedensdienste“ am DZOK mitarbeiten wird. Er besucht zur Zeit die 13. Klasse des Humboldt-Gymnasiums in Ulm und hat seinen Arbeitsvertrag mit asf schon unterschrieben. Mehr über Markus in den nächsten Mitteilungen. (NW)

Georg-Elser-Denkmal ...

... 65 Jahre nach dem Tod des Hitler-Attentäters Georg Elser wurde am 11. April in seinem Geburtsort Königsbronn eine Statue eingeweiht. Die von Friedrich Frankowitsch entworfene bronzene Statue steht südlich außerhalb der Gleisanlage zwischen Bahnhof und Klosterhof und ist über die Paul-Reusch-Straße zugänglich. (NW)

Die Eröffnung der KZ-Gedenkstätte Hailfingen/Tailfingen ...

fand am Sonntag, 6. Juni in der Bürgerhalle in Tailfingen statt. Im Rathaus Tailfingen wurde zur Erinnerung an die Opfer des KZ ein Dokumentations- und Ausstellungszentrum eingerichtet und auf der früheren Landebahn ein Mahnmal aufgestellt. In Hailfingen war während des Zweiten Weltkriegs ein Nachtjägerflugplatz gebaut und betrieben worden. Vor Ende des Krieges wurde der Hangar als KZ-Lager für jüdische Häftlinge umgenutzt. In diesem Lager starb etwa ein Drittel der 600 Lagerinsassen. Die Eröffnungsfeier fand ohne den NPD-Landesvize Janus Nowak statt, der zunächst vom Gäufeldener Bürgermeister eingeladen und nach Protesten wieder ausgeladen worden war. (NW)

Die Situation von blinden und sehbehinderte Menschen im Nationalsozialismus ...

... war das Thema eines Vortrags von Silvester Lechner im Rahmen der Hundertjahrfeier der Bezirksgruppe Ulm im „Blinden- und Sehbehinderten-Verband Ost-Baden-Württemberg“ in der Ulmer Volkshochschule am 13. März. Die Einladung hierzu kam von Angelika Walch, geborene Krähmer, der damaligen Vorsitzenden der Bezirksgruppe Ulm, die die ganztägige Veranstaltung organisiert hatte. Angelika Walch ist eine sehbehinderte Frau, die nicht nur ihr eigenes Leben bewundernswert anpackt, sondern die sich auch – sehr politisch und sozial interessiert – für das Leben der Sehenden und Nichtsehenden um sich herum engagiert. So hat sie in den beiden zurückliegenden Jahrzehnten an Herausgabe und Verbreitung der Halbjahresschrift des Ulmer Doku-Zentrums, immerhin fast 40 Nummern, in größter Zuverlässigkeit mitgewirkt. Dafür möchten wir ihr danken. Und diesen Dank mit einem herzlichen Glückwunsch zum 100sten Geburtstag der Bezirksgruppe Ulm des Selbsthilfevereins der Blinden und Sehbehinderten verbinden. (SL)

100 Jahre NaturFreunde in Stuttgart ...

... Die Stuttgarter NaturFreunde feiern 2010 ihre Gründung vor 100 Jahren mit einem umfangreichen Programm an Veranstaltungen, Wanderungen, Sommerfesten. Mit seinen beinahe 2000 Mitgliedern, 18 Ortsgruppen und sieben Häusern ist der Bezirk Stuttgart einer der größten Bezirke der Naturfreunde Deutschlands. Begonnen hatte es am 20. April 1910, als eine Gruppe von Arbeitern im „Goldenen Bären“ in der Esslinger Straße die erste Ortsgruppe in Stuttgart gründete. Nach 1918 folgten ein rapider Anstieg der Mitgliedszahlen, die Gründung weiterer Ortsgruppen und der Bau zahlreicher NaturFreundehäuser. Das letzte (bereits illegale) Gautreffen der Württemberger fand 1933 im Stuttgarter Rotwildpark statt. Ihren Widerstand gegen den Nationalsozialismus büßten viele Mitglieder mit Gefängnis, Zuchthaus, KZ-Haft – darunter auch im Fort Oberen Kuhberg – oder Tod. Alfred Hauser, Hans

Gasparitsch, Julius Schätzle, Fritz Lamm, Emil Birkert waren Mitglieder in Stuttgart und prägten ganze Generationen von jungen Naturfreunden und Naturfreundinnen. Die drei erst genannten setzten sich auch maßgeblich für die Gründung des Dokumentationszentrums Oberer Kuhberg ein. Mit der Übergabe einer Lizenz der Militärverwaltung am 24. März 1946 im Saal der TWS nahmen die NaturFreunde wieder ihre Arbeit in Stuttgart auf und es begann der Kampf um die Rückerstattung ihrer Häuser. Zwischen 1950 und 1960 folgten Aktionen für Natur- und Landschaftsschutz, obwohl die Anerkennung als Naturschutzverband erst sehr viel später erfolgte. 1980 forderte der Verband die Umwandlung der Festung Hohenasperg bei Ludwigsburg in ein Museum zur Geschichte der demokratischen Bewegungen in Deutschland und seit vielen Jahren sind die alle zwei Monate im Waldheim Clara Zetkin stattfindenden Matineen ein Ort der Diskussion über politische und kulturelle Themen. Und so sind die Naturfreunde auch nach 100 Jahren ein Forum politischer Diskussion in der Landeshauptstadt. (Waldemar Grytz, Vorsitzender Bezirk Naturfreunde Stuttgart)

Bildungsreise Gurs – Pyrénées Atlantiques 1940-2010 Auf den Spuren deportierter Juden aus Baden und der Pfalz, Fr., 22. bis Montag, 25. Oktober 2010 ...

... In dem kleinen Dörfchen Gurs, südlich von Pau, waren ab 1939 Kämpfer des Spanischen Bürgerkriegs, ab Kriegsbeginn dann auch „unerwünschte Ausländer“ (darunter Hannah Arendt) interniert worden. Im Oktober 1940 wurden über 6500 badische und Pfälzer Juden durch das Dritte Reich nach Frankreich deportiert. Die unvorbereitete Vichy-Regierung brachte auch sie in Gurs unter. Die Vorkehrungen im Lager waren völlig unzureichend. Bereits im ersten Winter starben viele von ihnen an Unterernährung, Kälte und mangelnder Hygiene. Viele andere wurden nach Auschwitz verschleppt. Seit 1957 kümmert sich eine Arbeitsgemeinschaft badischer Städte um den Friedhof mit über 1000 Gräbern.

Alljährlich findet eine Gedenkfeier statt, die auch Anlass der Reise ist. Es wird eine der letzten Feiern sein, die noch von Überlebenden besucht wird. (Quelle: Infoblatt zur Reise der lpb), Seminar- und Reiseleitung: Konrad Pflug, Fachreferent für Gedenkstättenarbeit, Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg in Zusammenarbeit mit Reisebüro Hirsch, Karlsruhe, Nähere Infos zu Programm, Leistungen und Kosten: www.lpb-bw.de/fileadmin/veranstaltungen_importdaten/pdfs/314210.pdf

Alte Beziehungen zu ehemaligen jüdischen Bürgern Ulms ...

... belebten Silvester Lechner und seine Frau Cornelia auf einer Reise nach New York. So trafen sie im Haus ihrer Gastgeberin Karin Franklin (Genealogin und Ehrenmitglied im Stiftungsrat der Ulmer Stiftung Erinnerung) am 30. Mai Richard Serkey (Enkel von Dr. Siegfried Mann aus Ulm) und seine Frau Pauline, sowie Helene, Henry und Alan Frankel. Berührender Höhepunkt des Besuches war das gemeinsame Betrachten des Films der „Ulmer Medienoperative“ zum Ulm-Besuch der ehemaligen jüdischen Bürger im Juli 1988. Das Schicksal des im Juni 1933 in Ulm geborenen Henry Frankel (er emigrierte mit 6 Jahren 1940 allein in die USA) und seiner Familie war Thema der Gedenkveranstaltung zum 27. Januar 2006 im Ulmer Stadthaus gewesen. Außerdem trafen die Lechners Irene und Fred Einstein. Irene stammt aus Baden und Fred ist gebürtiger Ulmer (vgl. hierzu auch den Artikel auf S. 5-7). Lechner hatte überdies am 28. Mai Gespräche mit den Leitern der beiden bedeutendsten New Yorker Institute für die deutsch-jüdische Geschichte, Dr. Frank Mecklenburg (Leo-Baeck Institute) und Dr. David Marwell („Museum of Jewish Heritage“). Er informierte über die Arbeit und die Publikationen des DZOK und wurde informiert über die Arbeit und Projekte der beiden Institutionen. So zum Beispiel über die laufende hervorragende Ausstellung über die Familie Morgenthau, die zu einem Teil aus der jüdischen Gemeinde von Hürben bei Krumbach stammt. (SL)

Willi Graf: Katholische Jugendbewegung und Weiße Rose

Peter Goergen:

Willi Graf – Ein Weg in den Widerstand. (Geschichte, Politik & Gesellschaft – Schriftenreihe der Stiftung Demokratie Saarland, Bd. 11). St. Ingbert: Röhrig Universitätsverlag 2009, 215 S.

Vor einem knappen Jahr, am 27. August, starb Anneliese Knoop-Graf im 89. Lebensjahr (vgl. Mitt 51, S.19). Sie war die „kleine Schwester“ von Willi Graf, der – drei Jahre älter als sie – dem engsten konspirativen Freundeskreis der Weißen Rose angehört hatte. Er wurde, wie Sophie und Hans Scholl, am 18. Februar 1943 verhaftet. Im zweiten Weiße-Rose-Prozess am 17. April 1943 wurde er zum Tod verurteilt und am 12. Oktober 1943 hingerichtet.

Dieses Buch ist ein Glücksfall: denn es ist nicht nur eine lange fällige historisch-dokumentarische Biografie zu Willi Graf und seinem Weg zur „Weißen Rose“, es ist auch Wunsch und letztes Vermächtnis von Anneliese Knoop-Graf. Das Buch entstand in enger Kooperation mit ihr.

Willi Grafs Weg in den Widerstand gegen den Nazi-Staat war ein direkterer als der von Hans und Sophie Scholl. Während diese durch einen langen Umweg über die „Hitlerjugend“ erst zum aktiven Widerstand (und dabei auch zu einer vertieften Religiosität) kamen, war Graf, aufgewachsen in Saarbrücken, übers streng katholische Elternhaus und dann insbesondere durch die katholische Jugendbewegung („Bund Neudeutschland“ und „Grauer Orden“) gewissermaßen „imprägniert“ gegen das Verführungspotential der Hitlerjugend. Den Willen zur Tat, jenseits verbreiteter „innerer Emigration“ bei vielen Katholiken, entwickelte Graf jedoch erst im unmittelbaren Kontakt mit den Scholls und deren Freundeskreis, insbesondere nach der Rückkehr von der „Feldfamulatur“ (mit Hans Scholl, Hubert Furtwängler, Alexander Schmorell u. a.) an der „Ostfront“, Ende Oktober 1942.

Ein gemeinsamer prägender Faktor in der Adoleszenz von Graf und den Scholls wird in den Dokumenten, die der Autor ausbreitet, deutlich: es sind die Gruppenrituale und Kulturformen der „Jungenschaft“ (dj.1.11), wie sie

vor allem von Eberhard Köbel geprägt worden waren. Als die Nazis diese „als bündische Umtriebe“ verfolgten und verboten, wurden Graf und die Scholls, die damals voneinander noch nichts wussten, 1937/38 verhaftet, der eine in Saarbrücken, die anderen in Ulm.

Fazit: Das Buch ist eine wichtige Ergänzung zum Verständnis der „Weißen Rose“, die aus sehr unterschiedlichen Einzelpersonen bestand und erst im Rückblick und durch die Prozesse zu einer Gruppe wurde.

Silvester Lechner

Sophie Scholl – das Drama des Erwachsenwerdens, das zur Tragödie wurde

Barbara Beuys:

Sophie Scholl. Biografie. München: Carl Hanser (Februar) 2010, korrigierte 2. Aufl. Mai 2010, 493 S.

Barbara Beuys – geboren 1943, im Jahr der Prozesse und Hinrichtungen der Mitglieder der „Weißen Rose“ – legt eine Sophie-Scholl-Biografie vor, die nicht auf der Grundlage zeitlicher und verwandtschaftlicher Nähe, sondern aus der Distanz von fast 70 Jahren und mit der professionellen Routine einer erfolgreichen Autorin von (vor allem Frauen-)Biografien geschrieben ist. „Routine“ ist nicht abwertend gemeint, denn jede Zeile der neuen Biografie signalisiert das Bemühen um das Einfühlen in Motive und in Zeit- und Seelenlage der handelnden Personen rund um Sophie Scholl.

Aber Einfühlung und Sympathie wären nicht genug, wenn nicht genaue historische Recherchen in die Darstellung Aufnahme fänden. So zum Beispiel Recherchen zu den ersten Monaten und Jahren des Nationalsozialismus in Ulm, insbesondere aus der Perspektive der Geschwister Scholl. Die Autorin zeigt sehr offen, wie der biografische Aufbruch der 1933 zwischen 11 und 15 Jahre alten Geschwister Scholl aus der an den Eltern orientierten Kindheit in die vermeintliche Selbstbestimmtheit des beginnenden Erwachsenenalters durch den insbesondere durch große Teile der Ulmer Protestanten unterstützten propagandistischen „Aufbruch“ der NS-Bewegung befeuert wurde.

Der Autorin kommt zweierlei zugute: Einerseits eine heute kaum vorstellbare Schreibkultur im Milieu der Scholls, wie sie so eindrucksvoll im 2005 veröffentlichten Briefwechsel zwischen Sophie Scholl und Fritz Hartnagel greifbar wird. Aber da ist noch ein zweiter, entscheidenderer Quellenfundus: das über Jahrzehnte zusammen getragene Privatarchiv von Inge Scholl, das seit wenigen Jahren im Münchner „Institut für Zeitgeschichte“ allgemein zugänglich ist. Es enthält bisher weitgehend unveröffentlichte Materialien wie Briefe und Tagebücher, die eine Innenansicht der Personen und Vorgänge erlauben. Diese Quellen machen die „historische Wahrheit“ ein entscheidendes Stück sichtbarer.

Nachvollziehbar wird so insbesondere bei Sophie der innere Kampf zwischen Gefühl und Verstand, zwischen Bindung an die „Insel“ Familie und Unabhängigkeit von ihr, zwischen pietistischer Moral und Sexualität, zwischen traditioneller Religiosität und hingebungsvoller persönlicher Gottsuche, die in den zwei Jahren vor Verhaftung und Hinrichtung der Geschwister immer drängender wird.

Kleinere Fehler der Erstauflage vom Februar, die auch den Ulmer Hintergrund betrafen, wurden in der Zweitaufgabe vom Mai verbessert. Schwerer wiegen andere Einwände: Die Autorin gibt nur in Ausnahmefällen und dann sehr allgemein die Quellen ihrer Erkenntnisse an. Und sie führt zwar eine breite Literaturliste (auch mit den früheren Biografien zu Sophie Scholl) im Anhang auf, macht sich deren Erkenntnisse aber nicht zunutze oder setzt sich mit ihnen nicht kritisch auseinander, wie zum Beispiel mit der jüngsten Darstellung von Sönke Zankel (vgl. Mitt. 49). Nur bedingt nachvollziehbar ist, dass sie – mit Ausnahme von Susanne Hirzel – den geschriebenen Zeugnissen aus dem Archiv mehr als den letzten noch lebenden unmittelbaren Zeitzeugen traut, wie sie z.B. Katrin Seybold in ihrem Dokumentarfilm „Die Widerständigen“ (2008) zu Wort kommen ließ.

Trotz dieser Einwände: Barbara Beuys hat zwar kein wissenschaftlich fundiertes historisches Werk geschrieben, aber doch eine einfühlsame, historisch und psychologisch informative, spannende zu lesende Biografie. Ihr Inhalt ist das Drama des Erwachsenwerdens der Sophie Scholl

mit seinen tausenderlei Irritationen durch die Außen- und Innenwelt und schließlich die Tragödie des Sterbens einer Unvollendeten. Über einzelne Wertungen und Gewichtungen der Autorin wird natürlich weiter gestritten werden.

Silvester Lechner

Schlüsseljahr 1933

Andreas Wirsching (Hg.):

Das Jahr 1933. Die nationalsozialistische Machtergreifung und die deutsche Gesellschaft. (Dachauer Symposien zur Zeitgeschichte, Bd.9). Göttingen: Wallstein 2009, 285 S.

Das ehemalige Landeskonzentrationslager von Württemberg im Fort Oberer Kuhberg in Ulm, das im November 1933 eingerichtet worden war, ist heute der zentrale regionale Lernort für die Periode nationalsozialistischer Machübernahme und Gleichschaltung.

Und doch ist der authentische Ort, der stellvertretend für den systematischen Terror des Konzentrationslager-Systems steht, nur ein Mosaikstein im historischen Panorama dieses deutschen Schlüsseljahres 1933, in dem sich die Machtübernahme der Nazi-Diktatur in staunenswert „glatter“ Weise vollzog. Auch wenn über dieses Jahr – seine Vorgeschichte, seinen Verlauf, seine Folgen – schon viel geforscht und geschrieben wurde, ist es nötig, dass in der Perspektive der jeweiligen Gegenwart nicht nur Erforschtes historisch seriös überprüft und ergänzt, sondern auch bezüglich seiner aktuellen Bedeutung befragt wird.

Dies geschah im Oktober 2008 als bisher neuntes der „Dachauer Symposien zur Zeitgeschichte“, dessen Ergebnisse nun in einem von Andreas Wirsching, Professor an der Uni Augsburg für Neuere und Neueste Geschichte, herausgegebenen Tagungsband vorliegen.

Wirsching umreißt in seiner Einleitung die fünf wesentlichen Themenfelder der zwölf Beiträge:

- „Hitlers charismatische Wirkung“, d. h. die schon vor Hitler vorhandene „Sehnsucht nach einer Art Erlöser“, insbesondere im konservativ-protestantischen Sozialmilieu.
- „Gewalt“ in all ihren den Rechts-

staat eliminierenden Dimensionen, die den Nazistaat dort sicherte, wo Hitlers Charisma nicht wirkte.

- Ein dritter Aspekt ist das, was Wirsching „die funktionale Dimension“ der Machtübernahme nennt, d. h. Opportunismus und Korruptierbarkeit all derjenigen, die sich Vorteile und Karriere im neuen Regime versprachen.
- Ein weiteres Thema ist die „bürokratische Dimension“, d. h. die Tatsache, dass gut 90 Prozent des staatlichen Verwaltungsapparates einer Demokratie ohne größere Krise im März 33 in einer Diktatur weiter machte und somit die „mörderische Effizienz“ des NS-Staates garantierte.
- Der fünfte Aspekt, mit dem sich der Band beschäftigt, ist das, was hier als „Indifferenz“ eines großen Bevölkerungsanteils bezeichnet wird. Also der Umstand, dass das Leid der Opfer, die Zerstörung rechtsstaatlicher und moralischer Grundsätze „einfach so hingenommen“ wurde, auch wenn man selbst nicht unbedingt Anhänger der Partei war.

Ein Fazit: Sicher, die Beiträge dieses Bandes beziehen sich weitgehend nur auf Bayern und lassen insbesondere die ökonomische Perspektive aufs NS-Regime vermissen. Dennoch sind sie in der Lage, die Erscheinungen des Machtwechsels und damit das Versagen aller wesentlichen Kräfte der Gesellschaft auf dem neuesten Forschungsstand zu beleuchten und somit verständlicher zu machen.

Silvester Lechner

Erziehung nach Auschwitz

Klaus Ahlheim:

Erinnern und Aufklären. Interventionen zur historisch-politischen Bildung. Hannover: Offizin 2009, 156 S.

Der emeritierte Professor Klaus Ahlheim zählt gegenwärtig zu den profiliertesten Erwachsenenpädagogen der Bundesrepublik. Seine zahlreichen hermeneutischen und empirischen Studien zu Themen wie Fremdenfeindlichkeit, Vorurteile, Rechtsextremismus und Gedenkstättenarbeit wurden zu Standardwerken und Basisliteratur für die pädagogische und politische

Arbeit. In seinem jüngsten Band vereint er acht Aufsätze und Vorträge aus den letzten Jahren und bündelt sie im Horizont einer historisch-politischen Bildung an Gedenkstätten. Die Aufarbeitung und das Erinnern an die nationalsozialistische Vergangenheit ist für ihn als Pädagogen und Staatsbürger das wichtigste Thema historisch-politischer Bildung. Mit dieser Position, die er seit Jahrzehnten wortgewaltig vertritt und auch immer wieder empirisch belegt, hat er nicht nur Freunde in der Zunft der Erziehungswissenschaft. Ahlheim wendet sich gegen den Trend und Mainstream, dass die nationalsozialistische Vergangenheitsbewältigung beendet sei bzw. werden müsse und man sich wichtigeren Gegenwartsfragen zu stellen habe. Vor einigen Jahren führte dies zu einem breiten Diskurs über die Bedeutung der politischen Bildung im Kontext der konstruktivistischen Modernisierung der Erwachsenenbildung.

Die hier versammelten Beiträge verdeutlichen dieses Dilemma am Beispiel der Gedenkstättenarbeit aus unterschiedlichen Perspektiven. Seine Grundthese, von der aus er pädagogische und politische Signale und Impulse diskutiert, lautet: „Gedenkstätten ermöglichen Lernprozesse, in denen sich Empathie, Erkenntnis und Wissenserwerb verbinden“ (S. 14). Unverkennbar wird dabei seine Nähe zur Kritischen Theorie von Horkheimer, Adorno, Marcuse u. a.

Immer wieder erinnert er an Adornos berühmte gewordenen Rundfunkvortrag vom 18. April 1966 im Hessischen Rundfunk mit dem Titel „Erziehung nach Auschwitz“ (publiziert in Th. W. Adorno: Erziehung zur Mündigkeit. Frankfurt 1971, S. 92-109): „Die Forderung, dass Auschwitz nicht noch einmal sei, ist die allererste an Erziehung. Sie geht so sehr jeglicher anderen voran, dass ich weder glaube, sie begründen zu müssen noch zu sollen. Ich kann nicht verstehen, dass man mit ihr bis heute so wenig sich abgegeben hat. Sie zu begründen hätte etwas Ungeheuerliches angesichts des Ungeheuerlichen, das sich zutrug“.

In dieser Tradition versteht sich Ahlheim in seiner politischen Bildungs- und Gedenkstättenarbeit und greift dabei unterschiedliche Aspekte auf:

- Das wichtige Thema der Empathie und Emotionalität in Bildungs-

prozessen ist das Thema eines Beitrags. Methodisch-didaktische Fragen werden in einen bildungs- und gesellschaftspolitischen Kontext gestellt und sozialpsychologisch gedeutet. Die zunehmende Unfähigkeit zur Identifikation und zur Empathie sowie die Neigung zum Wegsehen, oder, wie Ahlheim es formuliert, zum „aktiven Weghören“ (S. 47), erschwert die Gedenkstättenarbeit bzw. werden zu ihrer zentralen pädagogischen Herausforderung.

- Die „Schlussstrich-Mentalität“ wird statistisch belegt und es wird dargestellt, dass weit über 60 % der deutschen Bevölkerung „endlich einen Schlussstrich unter die Nazi-Vergangenheit ziehen“ (S. 71) wollen. Er stellt Zusammenhänge zwischen der Schlussstrich-Mentalität und Fremdenfeindlichkeit und Antisemitismus her und erörtert die unglückliche Walser-Rede anlässlich der Verleihung des Friedenspreises des deutschen Buchhandels an ihn im Oktober 1998. Ahlheim zeigt, dass das Schlussstrich-Denken in der Mitte der Bevölkerung angekommen und mehrheitsfähig geworden ist.
- Das Thema Verdrängung und Verleugnung im Wissenschaftsbereich wird am Beispiel des Volkstumsforschers, Soziologen und Sozialethikers Dietrich von Oppen (1912-2006) dargestellt, dem nach 1945 nicht nur erneut eine Professorenkarriere gelang, sondern der auch höchste gesellschaftliche Anerkennung erreichte.
- Als ein weiteres Lehrstück für „Erinnern und Aufklären“ nennt Ahlheim die Goldhagen-Debatte im Anschluss an sein Buch von 1996, Hitlers willige Vollstrecker.

Der Band, der ausschließlich bereits veröffentlichte Beiträge bzw. gehaltene Vorträge enthält, bringt, wenn man Ahlheim kennt, Bekanntes. Er bietet Argumente gegen Stammtischparolen und macht Mut, diesen zu widersprechen. Er wendet sich gegen die nahezu allgegenwärtige Absage an die Erinnerungskultur und plädiert politisch und pädagogisch klug für die Bedeutung der Gedenkstättenarbeit.

Ulrich Klemm

Der einsame Wolf der Faschismusforschung

Stefan Vogt u. a. (Hrsg.):

Ideengeschichte als politische Aufklärung. Festschrift für Wolfgang Wippermann zum 65. Geburtstag. Berlin: Metropol 2010, 598 S.

Wolfgang Wippermann:

Faschismus. Eine Weltgeschichte vom 19. Jahrhundert bis heute. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2009, 336 S.

Wolfgang Wippermann:

Dämonisierung durch Vergleich: DDR und Drittes Reich. Berlin: Rotbuch 2009, 160 S.

In den letzten Jahren sind wieder vermehrt Arbeiten erschienen, die den Nationalsozialismus nicht getrennt von ähnlichen politischen Bewegungen und Systemen in anderen Ländern untersuchen oder diesen totalitarismustheoretisch allein an der stalinistischen Diktatur der Sowjetunion messen. Der Begriff des Faschismus, lange aus der Mode gekommen, erfährt eine gewisse Renaissance. Das ist nicht selbstverständlich, war doch gerade der Faschismusbegriff mit dem Niedergang des Marxismus ins Wanken geraten und schien mit dem Untergang der DDR-Geschichtswissenschaft vollends überholt. Eine differenzierte Betrachtung der Faschismuskonstruktion der DDR, die sich nicht nur in der Aufzählung der Unzulänglichkeiten, ideologischen Verengungen und herrschaftslegitimierenden Funktionen erschöpft, sondern auch nach den möglichen Leistungen fragt, steht freilich in toto noch aus, doch auch unabhängig davon zeigt vor allem die angelsächsische Diskussion, welche analytische Kraft der Faschismusbegriff hat oder haben kann. Die vergleichende Faschismusforschung ist von ihren Gegnern wohl vorschnell als erledigt betrachtet worden.

Einer, der in Deutschland an einem generischen Begriff des Faschismus unbeirrt festgehalten hat, ist der Berliner Historiker Wolfgang Wippermann. Der international renommierte britische Historiker und Faschismusforscher Roger Griffin bezeichnete Wippermann in seinem Beitrag für die kürzlich von Schülern und Kollegen herausgegebene Festschrift *Ideengeschichte und politische Aufklärung* als „ein-

samen Wolf“ der deutschen Faschismusforschung“. Griffin berichtet in sehr persönlicher Weise von den Begegnungen mit Wippermann, den er – in einzelnen Punkten durchaus auch kritisch – als großen Humanisten und Historiker würdigt. Daneben enthält der Band weitere, durchweg spannende Beiträge vor allem zu Einzelaspekten und Fragen des Faschismus und Neofaschismus, zu Nationalsozialismus und Vergangenheitspolitik. Um nur wenige zu nennen: Uwe Puschner lotet das Verhältnis von völkischer Bewegung und Jugendbewegung aus und Stefan Vogt zeigt, wie die Position des nationalen Sozialismus zunächst innerhalb der Sozialdemokratie entstand und dann „Anschluss an eine geistige Entwicklung suchte, die schließlich zum Faschismus führte.“ (S. 107) Viele Beiträge der Festschrift zeigen, wie sich vergleichende Faschismusforschung als Forschungsfeld weiter lohnt, so etwa der Beitrag von Arnd Bauerkämper, der am Beispiel von Hitlers Italienbesuch im Mai 1938 aufzeigt, wie „politische Rituale, die auf Macht und Gewalt beruhen, unentbehrliche Pfeiler faschistischer Selbstdarstellung sind“ (S. 152) und die Inszenierung des italienischen Faschismus auch den Anspruch auf eine transnationale gesellschaftliche Erneuerung zum Ausdruck brachte.

Wolfgang Wippermann hat bei der Wissenschaftlichen Buchgesellschaft (Darmstadt) unter dem Titel „Faschismustheorien“ schon vor Jahrzehnten den wohl immer noch besten Überblick über die Entwicklung der seit Aufkommen des italienischen Faschismus international geführten Faschismuskonstruktion vorgelegt. Seine unlängst dort erschienene Arbeit „Faschismus. Eine Weltgeschichte vom 19. Jahrhundert bis heute“ hingegen ist der Versuch, Faschismus als umfassendes, epochen- und grenzüberschreitendes Phänomen zu beschreiben. Er operationalisiert erneut den Marxschen Begriff des Bonapartismus und setzt ihn mit Faschismus und Fundamentalismus in ein Dreiecksverhältnis. In insgesamt 16 Kapiteln geht Wippermann der Frage nach, ob es Faschismus auch außerhalb Europas gegeben hat und immer noch gibt. Im Ergebnis rechnet er z. B. analytisch auch einzelne Strömungen des politischen Islamismus der Gegenwart dem Faschismus zu.

Das ebenso im vorigen Jahr erschienene Buch „Dämonisierung durch Vergleich: DDR und Drittes Reich“ zeigt, wie Wolfgang Wippermann seine Arbeit immer auch politisch begreift. Wippermann mischt sich gerne ein und geht dabei provokativ und doch gleichermaßen differenziert vor. Die Grundthese seiner Streitschrift: Die maßlose Verteufelung der DDR und eine damit explizit wie implizit verbundene Gleichsetzung mit dem NS-Staat führen letztlich zu dessen Verharmlosung. Wippermann lässt keinen Zweifel an der Beschreibung der DDR als Diktatur, allerdings fordert er einen gerechteren Umgang mit ihr und beklagt einen „vergangenheitspolitischen Paradigmenwechsel“ in der Bundesrepublik Deutschland: „Von der vor zwanzig Jahren während des Historikerstreites so erbittert (...) verteidigten These von der Singularität des Holocaust ist kaum noch etwas zu hören.“ (S. 122)

Unabhängig davon, ob man jedem Urteil und jeder Einschätzung des Autors folgen mag, sind die beiden vorgestellten aktuellen Veröffentlichungen Wippermanns all jenen zu empfehlen, die sich auch theoretisch mit Fragen von Faschismus, Nationalsozialismus und aktueller Geschichtspolitik auseinandersetzen wollen.

Christoph Kopke

Georg Elser für das Theater

Hellmut G. Haasis:

Georg Elser bei der Gestapo. Schwäbisch. Ein Stück mit 20 Szenen. Paris/Reutlingen: Freiheitsbaum 4. Aufl. 2010, 57 S.

Hellmut G. Haasis zählt zu einer besonderen und seltenen Art der Kulturschaffenden. Als Schriftsteller, Regisseur, Schauspieler, Mundartdichter, Clown, Historiker, Biograf und Verleger ist er in der Tradition der radikalen Aufklärung ebenso verwurzelt wie in seiner schwäbischen Heimat. Belege dafür sind nicht nur seine Kulturpreise, wie z. B. der Thaddäus-Troll-Preis oder der Schubart-Preis der Stadt Aalen, sondern vor allem seine zahlreichen Publikationen. 1970 veröffentlichte er z. B. die vergessenen jakobinischen Revolutionsschriften des Kantschülers Johann Benjamin Erhard. In den 1980er Jahren folgten verschiedene Bände über deutsche

Jakobiner und Freiheitsbewegungen in zwei Buchreihen, „Spuren der Besiegten“ (3 Bände) und „Gebt der Freiheit Flügel“ (2 Bände). 1994 und 1998 publizierte er zwei Bücher über den Juden Joseph Süß Oppenheim. 1999 erschien seine bekannte Biografie über den Hitler-Attentäter Georg Elser „Den Hitler jag‘ ich in die Luft“, die in drei Auflagen im Rowohlt Verlag herausgegeben wurde. 2009 wurde eine überarbeitete Ausgabe in der Edition Nautilus veröffentlicht. Über das Attentat vom Mai 1942 auf den SS-Obergruppenführer, Chef des Sicherheitsdienstes SD, stellvertretenden Reichsprotektor von Böhmen und Mähren und den Leiter der Wannsee-Konferenz, Reinhard Heydrich, schrieb er 2002 eine ebenfalls viel beachtete Biografie. In diesen Publikationskontext ist auch seine Edition Freiheitsbaum im Theater (erschienen in seinem Verlag Freiheitsbaum in Reutlingen) eingebunden, in der Hörspiele, Dramen und Szenen veröffentlicht werden. Das Ziel dieser Edition ist es – laut einer Selbstbeschreibung – die „Freunde eines inhaltlich anspruchsvolleren schwäbischen Theaters“ anzusprechen. Es geht ihm dabei vor allem um eine Darstellung des „aufmüppigen Geistes der Schwaben“ – typisch für Haasis.

In dem 10-Personen-Theaterstück in 20 Szenen, „Georg Elser bei der Gestapo“, dem ersten Text in dieser Reihe, geht es ausschließlich um die unmittelbare Zeit nach seiner Verhaftung und die tagelangen Verhöre und Folterungen durch die Gestapo. Die Sprache der Täter ist dabei hochdeutsch – die der Opfer schwäbisch. In einer surrealistischen Schlusszene tauchen alle Personen nochmals in einer Post-Nazizeit zusammen mit Ministerpräsident Oettinger auf, der wirres Zeug über eine privatisierte Gedenkstätte für Widerstandskämpfer mit Döner-Bude, Go-Kart, Geisterbahn und Souvenirläden spricht: „Die unerträgliche deutsche Geschichtslast kann nur bewältigt werden, wenn wir sie dem Konsum anpassen“ (S. 51). Was Haasis hier dem ehemaligen Ministerpräsidenten Oettinger in den Mund legt, ist Fantasie bezogen auf die Person Oettingers. Ist es jedoch auch Fantasie bezogen auf die Gedenkstättenkultur der Zukunft?

Das Theaterstück ist prägnant, dicht und intensiv und auch lesbar, wenn

man den schwäbischen Dialekt nicht beherrscht. Es zeigt die Stärke und Schwäche von Menschen in Diktaturen und verdeutlicht die gefährliche Gruppendynamik in geschlossenen Systemen. Der mit historischen Fotos bebilderte Text ist der gelungene Versuch, den aus der moralischen Empörung und dem politischen Freiheitsbewusstsein erwachsenen Mut eines „kleinen Mannes aus dem Volk“ gegen Barbarei und Unvernunft dazustellen. Der Text ist für die Bühne ebenso geeignet wie für den pädagogischen Einsatz in Schulen und in der außerschulischen Bildungsarbeit. Haasis sind 20 Szenen um Georg Elser gelungen, die Beachtung verdienen.

Ulrich Klemm

Deutsche Freiheitsbewegungen

Markus Bultmann:

Erfahrung von Freiheit und Unfreiheit in der deutschen Geschichte.

(Materialien aus dem Bundesarchiv, Heft 19). Rastatt und Offenburg: Erinnerungsorte der Revolution 1848/49. Koblenz 2007, 292 S.

Markus Bultmann, der zum Thema nicht nur promovierte, sondern auch das Rastatter Freiheitsmuseum museumspädagogisch einrichtete, bearbeitet u. a. folgende Aspekte: erlebte Freiheitserfahrungen um 1848/49; Grundrechte; obrigkeitstaatliche Unterdrückung; der Kampf um die persönliche Freiheit; Gleichberechtigung der Juden; das Bürgerheer; Auseinandersetzung mit dem Industriekapitalismus; Besonderheiten der Demokratiebewegung in Baden und Württemberg, besonders bezüglich „Rastatt als Symbol deutscher Freiheitsgeschichte“.

Schließlich werden Inhalte und Vermittlungsformen der beiden zentralen Lernorte zur deutschen Demokratiegeschichte am Beispiel 1848/49 dargestellt: der Rastatter Erinnerungsorte und des „Offenburger Salmen“. Ergänzt wird das Werk durch eine DVD mit ausgewählten Dokumenten zur Revolutions- und Demokratiegeschichte in Deutschland.

Fazit: Aus der Perspektive einer KZ-Gedenkstätte wie der am Oberen Kuhberg in Ulm ist die vorliegende Publikation eine wichtige Ergänzung: Zum einen ist sie ein ausführliches Grundlagenwerk der „Erinnerungs-

stätte für die Freiheitsbewegungen in der deutschen Geschichte“ im Schloss Rastatt, einer wichtigen Partner-Institution fürs Ulmer Doku-Zentrum im Land. Andererseits zeigt sie inhaltlich in Darstellung und Dokumenten die 1848/49 errungenen und formulierten demokratischen Gegenprinzipien zur NS-Diktatur und macht somit begreiflich, wofür und wogegen die Häftlinge insbesondere der frühen Konzentrationslager Widerstand geleistet haben; natürlich sind damit nur die Prinzipien gemeint, denn konkret hatte sich in den 85 Jahren zwischen 1848 und 1933 in den politisch-sozialen Verhältnissen wie in der Demokratietheorie viel verändert. Dennoch wird deutlich: es gab keine Einbahnstraße in den Nationalsozialismus, es gab Alternativen.

Silvester Lechner

Ein Heimatbuch, das die NS-Zeit nicht ausklammert

Casimir Bumiller:

Geschichte der Schwäbischen Alb. Von der Eiszeit bis zur Gegenwart. Gensbach: Casimir Katz Verlag 2008, 470 S.

„Heimatbücher“ wurden in den Spalten der „Mitteilungen“ bisher eher selten besprochen, höchstens manchmal erwähnt, wenn das Aussparen der „braunen Jahre“ mal wieder zu krass war. Das hier angezeigte Buch über die Geschichte der Schwäbischen Alb verdient es, als Ausnahme vorgestellt zu werden. Vorweg für überregionale Leser: Der Landschaftsraum Schwäbische Alb umfasst heute etwa ein Viertel der Fläche des Landes Baden-Württemberg, hat eine Ost-West-Ausdehnung von 200 km und eine Nord-Süd-Ausdehnung von etwa 50 km. Ulm mit dem Donautal liegt am südöstlichen Rand und ist von seinem Alb-Hintergrund vielfach geprägt, war aber auch immer ein wesentlicher Bezugspunkt für die „Älber“. Casimir Bumillers (Jahrgang 1951) „Geschichte der Schwäbischen Alb“ hat zwar einen gewaltigen historischen („von der Eiszeit ...“) Rahmen und einen Ansatz, der in Geographie und Landschaft und weniger in deren Menschen angesiedelt ist. Aber letzteres entspricht nur dem ersten Eindruck. Denn quer durch alle historischen Epochen bleiben – soweit

nachweisbar – die Menschen dieser Landschaft in ihren herrschaftlich-politischen, in ihren sozialen und alltäglichen Gegebenheiten und Determinanten im Mittelpunkt.

So sind auch Vor-, Verlaufs- und Nachgeschichte des Nationalsozialismus nicht ausgeklammert; Verfolgte und Widerstand Leistende, Repräsentanten des Systems und bedeutende Örtlichkeiten werden skizziert. Dabei tauchen die Konzentrationslager auf dem Heuberg und dem Kuhberg ebenso auf wie die relativ detailreiche Erwähnung von SPD und KPD, deren Mitglieder und Sympathisanten dort als Regimegegner „ausgeschaltet“ werden sollten.

Erfreulich auch die genaue Erwähnung der bedeutendsten – u. a. auch antifaschistischen – in den 1950er Jahren gegründeten Institution Ulms, der hfg, gelegen auf dem Kuhberg, einem Ausläufer der Schwäbischen Alb vor den Toren Ulms. Fazit: Ein gelehrtes und faktenreiches, aber gut lesbares Buch, das aus der genauen Betrachtung einer bestimmten Landschaft ein Stück Welt erschließt.

Silvester Lechner

„Ich trage so viele Tode in mir, dass ich dem Leben dienen will“

Irmgard Schmidt-Sommer:

„Er wird alles fügen ...“ Das Lebensopfer Mirjam Else Michaelis, Josefsschwester von Trier. Sankt Ottilien: EOS-Verlag 2009, 176 S.

„Ich trage so viele Tode in mir, dass ich dem Leben dienen will.“ In diesem Satz begründet Irmgard Schmidt-Sommer das Verfassen einer jüngst erschienenen Biografie zum Leben der Jüdin Else Michaelis (1889-1942). Die Autorin ist Oblatin. Oblaten sind Christen, die sich durch ein Versprechen (nicht Gelübde) mit einem benediktinischen Kloster verbinden (in diesem Fall den Missionsbenediktinern von St. Ottilien) und nach dem Evangelium und der Regel Benedikts von Nursia ihr Leben in der Welt gestalten.

Irmgard Schmidt-Sommer war als Kind 1935 mit ihrer Familie nach Ulm gekommen, weil ihr Vater Axel Schmidt (Jg. 1888) als Offizier zur Wehrmacht reaktiviert wurde und in Neu-Ulm u. a. Kommandant der damals neuen Ludendorff-Kaserne wurde. Sie hat

Vater und Bruder im Zweiten Weltkrieg verloren. Und sie hat als Schülerin fast „hautnah“ die letzten Ulmer Juden erlebt. Denn die Familie wohnte im von den Nazis so etikettierten „Judenhaus“ in der Neutorstraße 15. In Zusammenhang mit einer Ausstellung im Ulmer Stadthaus zu Dr. Gottfried Neuhaus, dem jüdischen Kinderarzt, der in der Neutorstraße 13 wohnte, hat sie vor einigen Jahren Kontakt zum DZOK bekommen (vgl. Mitteilungen 48, S. 25). Und nun hat sie die bewegende Biografie der Ordensschwester Mirjam Else Michaelis vorgelegt. Diese hatte nach ihrer Konversion zur katholischen Kirche 1919 und ihrem Eintritt (1929) in den Orden der Josefsschwestern in Trier im Jahr 1930 den Ordensnamen „Mirjam“ angenommen. 1889 in Berlin als Tochter eines Schirmfabrikanten geboren und mit 16 Jahren Waise geworden, wurde Else Michaelis in einer Haushaltungs- und später einer kaufmännischen Schule ausgebildet. Sie erkrankte um 1918 schwer und konvertierte im Rahmen der Pflege durch katholische Schwestern im Berliner Katharinen-Krankenhaus. Als die Nazis 1935 das Saarland „heim ins Reich“ holen, wird das Gertrudenstift in Saarlouis, in dem sie lebt und arbeitet, aufgelöst. Die nächsten Jahre verbringt sie im Xaveriusstift in Berlin. Als gebürtige Jüdin wird sie, um sie in Sicherheit zu bringen, mit Kriegsbeginn von ihrer Gemeinschaft in eine Filiale nach Holland versetzt. Nach der Nazi-Besetzung im September 1940 muss sie dieses Haus verlassen und findet im Franziskanerinnen-Kloster Marienwaard im Süden der Niederlande Aufnahme. Dort wird sie am 2. August 1942 von der Gestapo verhaftet. Zusammen mit 244 anderen zum Katholizismus übergetretenen Juden, darunter die Philosophin Edith Stein (1891-1942), wird sie am 7. August über das zentrale holländische Durchgangslager Westerbork direkt nach Auschwitz deportiert. Dort wird sie am 9. August ermordet. Irmgard Schmidt-Sommer hat mit großer Sensibilität und nach genauen Recherchen in den nicht umfangreichen historischen Quellen dieses ungewöhnliche Leben beschrieben. Es hatte als jüdisches Leben begonnen und wurde von den Mördern als jüdisches Schicksal beendet.

Silvester Lechner

Veröffentlichungen des DZOK

DZOK-Manuskripte

Bd. 1: Ulmer Geschichtswerkstatt zur NS-Zeit (Hg.),
Die „Hitlerjugend“ am Beispiel der Region Ulm/Neu-Ulm. Ein Aspekt im Umfeld der „Weißen Rose“, 1942/43. Eine kommentierte Dokumenten- und Materialien-Sammlung,
6. Aufl. 2004, 170 S., 10 €

Bd. 2: Claudia Dauerer,
Alfred Moos, ein Ulmer Jude auf der Flucht vor dem NS-Staat. Ein Beitrag zur deutschen Emigration nach Palästina.
Ulm 1995, 2. Aufl., 150 S., 8 €

Bd. 3: Silvester Lechner (Hg.),
Schönes, schreckliches Ulm. 130 Berichte ehemaliger polnischer Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter, die in den Jahren 1940 bis 1945 in die Region Ulm/Neu-Ulm verschleppt worden waren,
2. Aufl. 1997, 420 S., 20 €
(Zur Zeit vergriffen!)

Bd. 4: Silvester Lechner,
Ulm im Nationalsozialismus. Stadtführer auf den Spuren des Regimes, der Verfolgten, des Widerstands.
Ulm 1997, 120 S., 8 €
(Zur Zeit vergriffen!)

Bd. 5: Myrah Adams,
Die Würde des Menschen ist unantastbar. Das KZ Oberer Kuhberg in Ulm, 1933–1935, Katalog zur Dauerausstellung 2001.
Ulm 2002, 64 S., 138 Abb., 10 €

Bd. 6: Oberschulamit Tübingen, Dokumentationszentrum Oberer Kuhberg (Hgg.),
„Württembergisches Schutzhaftlager Ulm“. Ein frühes Konzentrationslager im Nationalsozialismus (1933-1935). Materialien für den Besuch der Ulmer KZ-Gedenkstätte mit Schülern,
Tübingen/Ulm 2004, 120 S., 15 Abbildungen, 8 €
(Zur Zeit vergriffen!)

Sonderveröffentlichungen

„... daß es so etwas gibt, wo man Menschen einsperrt ...“.
Das KZ Oberer Kuhberg bei Ulm. Ein Film von Bernhard Häusle und Siegi Jonas.
Stuttgart 1995, 33 Min., 18 €

„Ich bin ja jetzt der Letzte ...“
Arbeiterkultur – Jugendwiderstand – Konzentrationslager.
Hans Gasparitsch, geboren 1918 in Stuttgart, erzählt.
Ein Film von Silvester Lechner und Roland Barth. Ulm 1999,
VHS-Video, 40 Min., 25 €

Silvester Lechner (Hrsg.):
Die Kraft, nein zu sagen. Zeitzeugenberichte, Dokumente, Materialien zu Kurt Schumachers 100. Geburtstag.
Ulm (DZOK) 1995,
80 S., 10 € (vergriffen)

Markus Kienle:
Gotteszell – das frühe Konzentrationslager für Frauen in Württemberg. Die Schutzhaftabteilung im Frauengefängnis Gotteszell in Schwäbisch Gmünd.
Ulm (Klemm & Oelschläger) 2002,
90 S., 12 €

Markus Kienle:
Das Konzentrationslager Heuberg bei Stetten am kalten Markt.
Ulm (Klemm & Oelschläger) 1998;
220 S., 50 Abb., 10 €

Vorstand Stiftung Erinnerung Ulm (Hrsg.):
Die Stiftung Erinnerung Ulm – für Demokratie, Toleranz und Menschenwürde.
Ihre Gründung, ihr Zweck, ihre Ziele.
Ulm 2004; 64 S., 22 Abb., 10 €

Ulm/Neu-Ulmer Arbeitskreis
27. Januar (Hrsg.):
Als der Sport in Ulm 1933 nationalsozialistisch wurde ...
Aufsätze und Dokumente.
Manuskript; Ulm (DZOK) 2005;
68 S., 8 €

Ulm/Neu-Ulmer Arbeitskreis
27. Januar (Hrsg.):
Łódź–Ulm–New Jersey. Die Geschichte der jüdischen Familie Frenkel, die 1938 aus Ulm vertrieben wurde.
Manuskript; Ulm (DZOK) 2006;
72 S., 8 €

Hans Lebrecht:
Gekrümmte Wege, doch ein Ziel. Erinnerungen eines deutsch-israelischen Kommunisten. Herausgegeben von Silvester Lechner, Doku-Zentrum; Ulm (Klemm & Oelschläger) 2007; 144 S., 30 Fotos, 19,80 €

Roman Sobkowiak:
Eindeutschungsfähig?! Eine polnisch-deutsche Biografie im NS-Staat und in der jungen Bundesrepublik.
Herausgegeben von Silvester Lechner, Doku-Zentrum
Ulm (Klemm & Oelschläger) 2009;
116 S., 60 Fotos, 19,80 €

Dokumentationszentrum Oberer Kuhberg Ulm e.V. (Hrsg.):
Ulm – die KZ-Gedenkstätte und der Nationalsozialismus. Festschrift zur Verabschiedung von Silvester Lechner in den Ruhestand.
Ulm (Klemm & Oelschläger) 2009;
184 S., 17,80 €

Markus Heckmann:
NS-Täter und Bürger der Bundesrepublik. Das Beispiel des Dr. Gerhard Klopfer.
Herausgegeben von Silvester Lechner und Nicola Wenge, Dokumentationszentrum Oberer Kuhberg Ulm (Klemm & Oelschläger) 2010; 120 S., 19,80 €

Bestellung und Versand (zusätzlich Versandkosten) sind auch über das DZOK möglich!

DZOK-Veranstaltungen Sommer/Herbst 2010

Büchse 13

Veranstaltungen zur kritischen Geschichtskultur in der Regel dritter Donnerstag im Monat, 20 Uhr
Ort: Büchsengasse 13

dzokki-Treff

Monatl. Treffen der Jugendgruppe des Dokumentationszentrums in der Regel dritter Donnerstag im Monat, 17 Uhr
Ort: Büchsengasse 13

Ulmer Geschichte zum Anfassen: Die KZ-Gedenkstätte im Fort Oberer Kuhberg

Öffnungszeiten der Gedenkstätte
Einzelbesucher:
sonntags 14 - 17 Uhr
Führung: sonntags 14.30 Uhr
Gruppen-/Klassen-Besuche sind nach Vereinbarung (mindestens eine Woche vorher) jederzeit möglich;
Gebühr für die Führung: 35 €
Eintritt: 2 €/0,50 €
Anmeldung über das Dokumentationszentrum Oberer Kuhberg
Tel. 0731-21312

Donnerstag, 22. Juli 2010

Büchse 13, 20 Uhr

Gegenwart und Gedenken in Israel: Eindrücke und Überlegungen Jugendlicher nach einer Studienfahrt

Mit den „dzokkis“, den „Histories“ (KZ-Gedenkstätte Vaihingen-Enz) und Ludwig Bez, Leiter des PKC Freudental

Donnerstag, 29. Juli 2010

KZ-Gedenkstätte, 10-12 und 14-16 Uhr
Wo unschuldige Menschen eingesperrt waren. Eine Spurensuche für Kinder im Alter von 8-12 Jahren
Im Rahmen des Ferienexpress Ulm und Neu-Ulm. Verbindliche Anmeldung erforderlich, zentral bei der Stadtbibliothek Ulm unter 0731/161-4101

Europäischer Tag der Jüdischen Kultur

Sonntag, 5. September 2010
Auch in diesem Jahr richtet das DZOK in Kooperation mit der Jüdischen Gemeinde wieder den Europäischen Tag der Jüdischen Kultur in Ulm aus. Auf dem Programm stehen Friedhofs- und Stadtrundgänge sowie Vorträge, u.a. zum Neubau der Synagoge.

Neuer Friedhof/Haupteingang, 9-11 Uhr

„Erhoben und geheiligt ...“ / „Jitgadal weJitkadash“

Begehung des jüdischen Bereiches im Neuen Friedhof.
Mit Christof Maihöfer
Beitrag: 4 € / 2 €

Weinhof/Brunnen, 11.30-13.30 Uhr Jüdisches Ulm vom Mittelalter bis zur Gegenwart

Eine Stadtführung mit Ingo Bergmann und Dr. Nicola Wenge
Beitrag 4 € / 2 €

Jüdische Gemeinde Ulm
Neutorstraße 28, 14-15.30 Uhr

„Schmücke Dich mit Pracht und Hoheit!“

Vortrag von Christof Maihöfer zu bedeutenden jüdischen Handschriften des Mittelalters.
Beitrag 4 € / 2 €

16-17.30 Uhr

Eine neue Synagoge in Ulm.

Zum aktuellen Planungsstand berichtet Rabbiner Shneur Trebnik.
Beitrag 4 € / 2 €

18-19.30 Uhr

„Kommet und schauet“

Die jüdische Frauenbibel Zenne uRenna, ihre Geschichte und Stoffe
Vortrag von Christof Maihöfer.
Beitrag 4 € / 2 €

Weitere Termine entnehmen Sie bitte der Tagespresse, unserem Newsletter oder der Website www.dzok-ulm.de!

Samstag, 18. September 2010
KZ-Gedenkstätte, 15-18 Uhr
Ulmer Kulturnacht im DZOK

15 Uhr

„Die Banalität des Guten“

Lesung mit Tini Prüfert und Thomas Kollhoff vom Theater Ulm.

Szenen und Texte zu Hannah Arendt und Martin Heidegger.

Im Anschluss: Gespräch mit Michael Sommer (Dramaturgie Schauspiel) und Nicola Wenge (DZOK)

16.30 Uhr

„Was?! In Ulm gab's ein KZI?“

Eine Führung für Ulmer/-innen, die noch nie da waren. Mit Nicola Wenge

16.30 Uhr

„Wie die Nazis in Ulm an die Macht kamen“

Eine Führung durchs ehemalige KZ – von Jugendlichen, für Jugendliche

Dienstag, 26. Oktober 2010

vh Ulm, 20 Uhr

Terror ohne System. Die frühen Konzentrationslager

Vortrag Prof. Dr. Wolfgang Benz
Eine Kooperationsveranstaltung des DZOK mit der vh und dem Verein gegen Vergessen, für Demokratie, Landesgruppe Baden-Württemberg

Sonntag, 7. November 2010

Ulmer Münster, 16 Uhr

„Abraham aber pflanzte einen Tamariskenbaum.“

Bilder über Menschen und Bücher, Bäume und Früchte.

Eröffnung der Kunstaussstellung von Marlies Glaser (7.-26. Nov. 2010)

Eine Kooperationsveranstaltung des DZOK mit der Münstergemeinde und der DIG Ulm.

Infos: marlies.glaser@malereikeramik.de, Tel.: 07357/2438 und DZOK: 0731/21312

Sonntag, 14. November 2010

KZ-Gedenkstätte, 11 Uhr

Gedenkfeier am Volkstrauertag

Zur Erinnerung an die Opfer der NS-Gewaltherrschaft und an die Widerstandskämpfer 1933-1945.

Diese Nummer der Mitteilungen wird gefördert von:

Architektur Städtebau

Obermeier+Traub

Sonnenstraße 4/1, Tel. 0731 - 3994-93-0
www.obermeier-traub.de

Braun Engels Gestaltung

Judenhof 11, 89073 Ulm
Tel. 0731 - 14 00 73-0

Café Omar

König-Wilhelm-Straße 5, 89073 Ulm
Tel. 0731 - 921 31 66

CDU im Ulmer Gemeinderat

Tel. 0731 - 61 82 20
www.cdu-gemeinderatsfraktion-ulm.de

Engel-Apotheke Ulm

Hafengasse 9, Tel. 0731 - 6 38 84

GRÜNE Fraktion Ulm

Tel. 0731 - 161 - 1096, www.gruene-fraktion-ulm.de
gruene-fraktion@ulm.de

OffsetDruck Martin

Erhard-Grözinger-Straße 1, 89134 Blaustein
Tel. 0731 - 954 02 11

Sparkasse Ulm

Neue Straße 66, Tel. 0731 - 101 - 0

SPD-Fraktion

im Ulmer Gemeinderat

Rathaus, Marktplatz 1, Tel. 921 77 00
www.spd-ulm.de

Uldo-Backmittel GmbH

Dornierstraße 10-14, 89231 Neu-Ulm
Tel. 0731 - 9 74 72-0, www.uldo.de

Ulmer Bücherstube Jastram

Am Judenhof, Tel. 0731 - 6 71 37
postmaster@jastram-buecher.de

Verlag Klemm & Oelschläger

Pappelauer Weg 15, Tel. 0731 - 38 51 36
www.klemm-oelschlaeger.de

Unterstützen Sie das Ulmer Dokumentationszentrum! Werden Sie Mitglied!

Hiermit beantrage ich die Mitgliedschaft im **Dokumentationszentrum Oberer Kuhberg Ulm e.V.**
– KZ Gedenkstätte –
Postfach 2066, 89010 Ulm; info@dzok-ulm.de

Ich erkenne die Satzung an und werde einen Jahresbeitrag* von € entrichten.

Beitrittserklärung und Lastschrift-Einzugsermächtigung

Name und Vorname:

Straße und Hausnummer:

PLZ und Wohnort:

eMail-Adresse (optional):

Bank, BLZ, Kontonr.:

Datum und Unterschrift:

Mit der Abbuchung meines Mitgliedsbeitrages im ersten Quartal des Kalenderjahres
in Höhe von € /jährlich bin ich einverstanden.

* Der Mindestbeitrag beträgt jährlich € 35, für Arbeitslose, Wehr- und Ersatzdienstleistende jährlich € 15.